



Stiftung Zentrum
für Türkeistudien und
Integrationsforschung

Türkiye ve Uyum
Araştırmaları
Merkezi Vakfı

Institut an der
Universität Duisburg-Essen

Islamischer Extremismus bei Jugendlichen - Gewaltaffinität, Demokratiedistanz und (muslimische) Religiosität

Expertise des Zentrums für Türkeistudien und Integrationsforschung
(ZfTI) im Auftrag des Deutschen Jugendinstituts (DJI)

Essen, im Juni 2011

Autoren:

Prof. Dr. Haci-Halil Uslucan
Dr. Marina Liakova
PD Dr. Dirk Halm

Inhalt

1. Fragestellung und Vorgehensweise

2. Männlichkeit, Geschlechterrollenbilder, Gewaltaffinität und Autoritarismus bei Muslimen in Deutschland

2.1. Männlichkeitsvorstellungen und Geschlechterrollenbilder muslimischer Jugendlicher

2.2. Gewaltaffinität und Autoritarismus bei Muslimen

3. Zusammenhang religiöser Orientierung mit Männlichkeit, Geschlechterrollenbildern und Gewaltaffinität

3.1. Muslimische Identitäten in Deutschland - Konstruktion, Tradition und sozialer Wandel

3.2. Konturen islamisch-extremistischer Orientierungen

4. Zusammenfassung und Forschungsdesiderate

5. Prävention

6. Literatur

1. Fragestellung und Vorgehensweise

Islamischer Extremismus wird neben politisch links- wie rechtsextremistischen Gewaltbestrebungen als die vorrangige sicherheitspolitische Herausforderung für die Bundesrepublik wahrgenommen. Dabei erscheint seine Äußerung in Form von Terrorismus und Gewalt oftmals als exogener Faktor, aber nicht ausschließlich. Die Anschlagpläne der "Sauerland-Gruppe" etwa wurden von Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen geschmiedet, die ihre Sozialisation in Deutschland erfahren hatten. Mitunter müssen Kindheit und Jugend nicht einmal durch das Bekenntnis zum Islam geprägt gewesen sein. Terrorismus und Gewaltbereitschaft wird hier also zu einem endogenen Phänomen, dessen Entstehung und Ursachen in Deutschland zu suchen sind. Vor diesem Hintergrund hat das Deutsche Jugendinstitut (DJI) die Stiftung Zentrum für Türkeistudien und Integrationsforschung (ZfTI) mit der Ausarbeitung der vorliegenden Expertise beauftragt, die den Forschungsstand zu den Bestimmungsfaktoren des islamischen Extremismus (speziell mit Blick auf das Geschlechterbild und die Autoritarismusaffinität der Betroffenen) unter Jugendlichen in Deutschland aufarbeiten soll.

Die Forschungslage zu diesem endogenen islamischen Extremismus ist bisher unbefriedigend, was unterschiedliche Ursachen hat: Es handelt sich - gemessen am Tempo seriösen wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns - um eine junge Entwicklung. Zudem sind extremistische Einstellungen eher selten, auch bezogen auf die Gruppe der Muslime. Aus repräsentativen Bevölkerungsbefragungen lassen sich damit nur sehr bedingt in genügender Zahl statistisch auswertbare Fälle extremistischer Einstellungen extrahieren. Und schließlich ist Extremismus als anomisches, jenseits des Regulären bestehendes Phänomen wissenschaftlicher Beobachtung schwer zugänglich, so dass auch nicht quantifizierende Forschungsstrategien schnell an methodische Grenzen stoßen können, weil kein strukturierter Zugang zur betroffenen Gruppe gegeben ist, zumindest nicht im Vorfeld manifester und registrierter Gewalttaten.

Im Einzelnen war von der vorliegenden Expertise gefordert, den sich auf die deutsche Situation beziehenden Forschungsstand zu den folgenden Fragenkomplexen aufzuarbeiten: Inwiefern sind islamisch-extremistische Haltungen, auch in ihrer gewaltbereiten Ausprägung, ein vorrangig männliches Phänomen und wie wäre ein solcher Befund zu erklären? Besonderes Augenmerk sollte auf der Klärung der Frage liegen, inwiefern bestimmte Geschlechterrollenbilder mit diesem (männlich geprägten) Extremismus einher gehen und welche Unterschiede sich zwischen islamisch-extremistisch Orientierten und der muslimischen Allgemeinbevölke-

rung eventuell ausmachen lassen, sowie was die Bedingungsfaktoren für eventuell spezifische islamisch-extremistische Geschlechterrollenbilder sind. Von Interesse war in diesem Zusammenhang die Klärung der Frage, welche Rolle unterschiedliche Sozialisationsinstanzen (typischer Weise) spielen. Auf der Grundlage dieser Analyse sollten Forschungsdesiderate und Empfehlungen für Forschungsvorhaben zur Entstehung islamisch-extremistischer Einstellungen bzw. zu ihrer gewalttätigen Äußerung bei Jugendlichen erarbeitet werden.

Fragt man nach den Bedingungsfaktoren islamisch extremistischer Einstellungen als Grundlage für präventive Interventionen, so gilt es angesichts der unbefriedigenden Forschungslage zu klären, ob extremistische Einstellungen bis hin zu terroristischer Gewalt eigentlich als eine Fortsetzung dessen verstanden werden können, was die Wissenschaft bislang an Zusammenhängen über Religiosität, Tradition, Migration, Sozialintegration, Demokratiedistanz bzw. Autoritarismus und Gewaltaffinität herausgearbeitet hat. Ist islamischer Extremismus also ein Produkt dieser Zusammenhänge im Sinne eines besonders ungünstigen Sozialisationsverlaufs, oder wird er erst nur unter Einbezug zusätzlicher Einflüsse verständlich?

Dass die erste Alternative zutrifft, kann nicht ungeprüft unterstellt werden, weshalb der Differenzierung von Befunden zu Muslimen einerseits und zum islamischen Extremismus andererseits in der vorliegenden Expertise besondere Bedeutung zukommt. Außerdem gilt es, eine weitere, oft unausgesprochene Annahme zu problematisieren: Stehen bestimmte Erkenntnisse zu Muslimen in Deutschland mit der religiösen Orientierung der Gruppe bei näherer Betrachtung überhaupt im Zusammenhang? Es gilt, genau zu argumentieren, inwiefern der Umstand, dass die Muslime tendenziell bestimmte Sozial- und Herkunftsmerkmale auf sich vereinigen, die Ausprägungen von Gewaltaffinität, Autoritarismus oder Geschlechterrollenbilder bestimmt und inwiefern die eigentliche religiöse Orientierung zum Tragen kommt.

Laut Auftrag soll die vorliegende Expertise besonderes Gewicht auf muslimische Jugendliche legen, woraus sich eine weitere Differenzierungsnotwendigkeit ergibt. Gewaltaffinität ist in der (frühen) Jugend stärker ausgeprägt als im späteren Lebensalter, während sich Einstellungen und Überzeugungen zur gleichen Zeit erst langsam verstetigen (vgl. Möller 2010: 54). Damit ist von vorn herein nicht davon auszugehen, dass sich für Jugendliche klare Sozialisationsverläufe identifizieren lassen, die in verfestigten Gewalteinstellungen, Geschlechterrollen-, Weltbildern oder gar in islamisch-extremistischen Haltungen resultieren. Angesichts der Dynamik des Jugendalters sind Entwicklungsfaktoren also schwerer zu identifizieren als bei Erwachsenen.

Diesen Vorüberlegungen entsprechend widmet sich das folgende Kapitel zunächst den Studien zu Männlichkeits- und Geschlechterrollenbildern, der Gewaltaffinität und dem Autoritarismusphänomen in der muslimischen Gruppe in Deutschland, ohne dabei allerdings auf den unmittelbaren Einfluss der Religiosität zu fokussieren. Letztere Thematik behandelt dann das zweite Oberkapitel, das wiederum zwischen muslimischen und islamisch-extremistischen Orientierungen in Deutschland unterscheidet. Daran anschließend werden die zentralen Forschungsdesiderate zum islamischen Extremismus in Deutschland herausgearbeitet und einige Strategien genannt, mit Hilfe derer zusätzliche, präventionsrelevante Erkenntnisse gewonnen werden können. Die Expertise schließt mit einigen allgemeinen Hinweisen zur Prävention von Extremismus und Gewalt.

Die hiermit skizzierte Gliederung erlaubt es, einerseits die für die Expertise relevanten wissenschaftlichen Diskurse unter Bezug auf ihre jeweiligen Kontexte darzustellen und zugleich diejenigen Zusammenhänge herauszuarbeiten, auf die sich die o. g. Fragestellungen konkret beziehen.

Der vorliegende Text stützt sich primär auf aktuelle Literatur zur Situation in Deutschland, speziell so weit empirische Forschungen angesprochen sind. Dabei berücksichtigen wir die unterschiedlichsten quantitativen und qualitativen, standardisierten und offenen empirischen Zugänge und ordnen die Literatur entsprechend ihrer Aussagenreichweite und Belastbarkeit ein.

2. Männlichkeit, Geschlechterrollenbilder, Gewaltaffinität und Autoritarismus bei Muslimen in Deutschland

Größere Studien zur muslimischen Bevölkerung in Deutschland sehen, mit unterschiedlicher Betonung, die im vorliegenden Kapitel behandelten Phänomene im Zusammenhang. Brettfeld und Wetzels weisen einen Anteil von 12% der muslimischen Bevölkerung in Deutschland nach, der als islamisch-autoritaristisch beschrieben werden kann (Brettfeld/Wetzels 2007: 493) und der in unterschiedlichen Facetten bezogen auf die Gesamtgruppe überproportional gewaltaffin ist (ebd.: 495). Eine im vergangenen Jahr vorgelegte Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen sieht, obwohl auf insgesamt eher niedrigem Niveau, eine überproportionale Zustimmung zu Gewalt befürwortenden Männlichkeitsidealen bei Jugendlichen muslimischer Herkunft (Baier et al. 2009: 73). Beide Befunde basieren auf breit angelegten standardisierten Befragungen. Allgemein ist in Jugendgewaltstudien der Anteil der Männer unter den Gewaltaffinen deutlich erhöht. Oft besteht ein 4:1 Verhältnis, und dabei spielen auch gewaltbilligende Männlichkeitskonzepte, quasi als ideologische Basis, als eine kognitive Vorstufe zur Gewalt, eine Schlüsselrolle.

2.1. Männlichkeitsvorstellungen und Geschlechterrollenbilder muslimischer Jugendlicher

Die Studie von Baier et al. 2009/2010 thematisiert (gewaltbefürwortende) Männlichkeitsvorstellungen und Autoritarismus als mögliche Einflussfaktoren auf die Entstehung von Gewalt und Extremismus, ohne in einem umfassenden Sinne die Geschlechterrollenbilder und ihren Wandel in der Migration aufarbeiten zu können.

Die bisher umfangreichste empirische Arbeit, die für Deutschland die Geschlechterrollenbilder muslimischer - allerdings nur weiblicher - Jugendlicher thematisiert, ist die von Boos-Nünning und Karakaşoğlu 2005.¹ Der Text kontrastiert diese Rollenbilder mit denjenigen nicht-muslimischer Mädchen mit Migrationshintergrund. Weiterhin existiert eine Befragung unter *türkeistämmigen* Einwanderern des ZfTI aus dem Jahr 2004 (vgl. Goldberg/Sauer 2004),

¹ Die standardisierte Erhebung wurde 2001/2002 in neun Städten unterschiedlicher Größenklassen in Sachsen, Berlin, Hessen, NRW, Baden-Württemberg und im Saarland durchgeführt. Befragt wurden 950 ledige Mädchen und Frauen im Alter von 15 bis 21 Jahren mit griechischer, italienischer, jugoslawischer, türkischer und Aussiedlerherkunft. Die Geschlechterrollenbilder werden hier im Kontext weiter Themenkomplexe wie Familienbindung, Körperbilder, Zukunftserwartungen usw. abgefragt.

in der (erwachsene) Männer und Frauen zu ihren Geschlechterrollenbildern befragt wurden.² Die Ergebnisse dieser beiden Untersuchungen passen sich recht widerspruchsfrei in den weiteren Forschungsstand zur Identität muslimischer Einwanderer ein, der die Bedeutung hybrider Identitätskonstruktionen in der Gruppe betont.³ So vereinbaren die Befragten bei Boos-Nünning und Karakaşoğlu, wie auch die in der Befragung des ZfTI, auf den ersten Blick konfligierende Einstellungen.

Ein erheblicher Teil der Mädchen entspricht dem Bild des modernen Mädchens und der modernen Frau, die einen Beruf und Familie haben will, die Vorstellung vertritt, selbst Geld zu verdienen und die die Möglichkeit sieht, ein solches Frauenbild mit ihrer Religion zu vereinbaren (Boos-Nünning/Karakaşoğlu 2005: 270-271).

Ungeachtet dieses in beträchtlichem Ausmaß an die deutsche Gesellschaft assimilierten Rollenbildes verbleiben aber zugleich deutliche traditionelle Orientierungen. Unterdurchschnittlich häufig hegen die Türkinnen⁴ "postmoderne" Erwartungen an ihre Ehemänner, wie etwa eine attraktive Erscheinung. Nichteheleiche Lebensgemeinschaften werden mehrheitlich abgelehnt, und 66% der befragten Türkinnen würden einen Deutschen nur dann heiraten, wenn die Eltern damit einverstanden sind. Zum Vergleich und zur Einordnung ist anzuführen, dass etwa 24% der Aussiedlerinnen der Meinung der Eltern eine solche Bedeutung beimessen (Boos-Nünning/Karakaşoğlu 2005: 249). Die diesbezügliche Behandlung der Kinder durch die Eltern erweist sich übrigens als diskriminierend: Türkische Eltern erlauben Söhnen häufiger einen deutschen Ehepartner als Töchtern. Ähnlich ist die Situation übrigens bei Italienern (vgl. Granato und Meissner 1994⁵, zit. nach Boos-Nünning/Karakaşoğlu 2005: 251). Auch eine Studie des BMA⁶ (zit. nach Boos-Nünning/Karakaşoğlu 2005: 251) kommt zu ähnlichen Ergebnissen, verdeutlicht zugleich eine Veränderung, eine Zunahme in der Zustimmung tür-

² 1.000 Befragte über 18 Jahre im Rahmen einer CATI-Erhebung. Es handelt sich um den variablen Erhebungsteil der regelmäßigen NRW-Mehrthemenbefragung des ZfTI; siehe Goldberg A./Sauer M. (2004).

³ Siehe zu einer aktuellen Übersicht über die diesbezügliche deutschsprachige Forschungslage Halm D./Sauer M. (2011).

⁴ Boos-Nünning/Karakaşoğlu werten ihre Daten sowohl nach Herkunftsn wie auch nach Religionszugehörigkeit aus.

⁵ Die Studie von Granato und Meissner wurde 1988-1989 auf der Basis einer bundesweiten, repräsentativen Befragung 15-30-jähriger Ausländer mit griechischer, italienischer, jugoslawischer, portugiesischer, spanischer und türkischer Staatsangehörigkeit durchgeführt. Zusätzlich wurden die Eltern interviewt. Die Studie fokussiert auf die Bildungs- und Beschäftigungssituation junger Ausländerinnen im Vergleich zu den jungen Ausländern.

⁶ Die repräsentative Studie wurde 2001 durchgeführt und hatte zum Ziel, Veränderungen im Alltagsleben *ausländischer* Staatsbürger italienischer, ex-jugoslawischer, griechischer und türkischer Herkunft, die dauerhaft in Deutschland (in den alten Bundesländern) leben, zu analysieren. Es wurden jeweils 1.000 Personen pro Nationalität interviewt. Ähnlich konzipierte Vorläuferstudien wurden 1980, 1985 und 1995 durchgeführt, was Längsschnittanalysen ermöglicht.

kischer Eltern bezüglich der Heiratsabsichten ihrer Kinder mit deutschen Partnern. Allerdings haben auch griechische (also nicht muslimische) Eltern eine vergleichsweise negative Einstellung zu einer möglichen Heirat der Töchter mit einem Deutschen. 59% der griechischen Väter und 49% der griechischen Mütter sprechen sich dagegen aus, bei den Türken sind es jeweils 73% der Väter sowie der Mütter. Bei Vätern und Müttern mit Aussiedlerherkunft beträgt diese Quote hingegen jeweils nur 18% (Boos-Nünning/Karakaşoğlu 2005: 251).

Die Studie des ZfTI bestätigt das widersprüchliche Bild nicht nur des Rollenverständnisses türkeistämmiger Frauen, sondern auch des Verhältnisses dieses Rollenverständnisses zur realen Lebenssituation. Die Annahme, in der türkischen Bevölkerung stünden sich emanzipationsorientierte Frauen und in einem traditionellen Rollenbild verhaftete Männer klar gegenüber, erscheint angesichts dieser Ergebnisse überzogen und verzerrt.

Die Situation der Frauen ist in der ZfTI-Befragung durch eine starke familiäre Einbindung und die "klassische" Aufgabenteilung zwischen Männern und Frauen gekennzeichnet: Drei Viertel der befragten Männer und Frauen sind verheiratet und haben dann zu 95% Kinder. Frauen sind selten erwerbstätig, nur jede fünfte geht einer Vollzeit-Erwerbstätigkeit nach. Unabhängig von der Erwerbstätigkeit sind Frauen mehrheitlich für Haushalt und Kindererziehung zuständig, erwerbstätige Frauen müssen die Doppelbelastung von Beruf und Familie tragen. Die Mehrheit der Hausfrauen würde gern einer Erwerbstätigkeit nachgehen, wird aber aufgrund der empfundenen Unvereinbarkeit von Familienarbeit und Berufstätigkeit daran gehindert.

Entgegen der gelebten Realität unterstützt die Hälfte der Frauen *und auch der Männer* die traditionelle Rollenzuweisung von Frauen als Hausfrau und Mutter *nicht*, gut ein Viertel der Männer und ein Fünftel der Frauen halten demgegenüber explizit am traditionellen Frauenbild fest. Offenbar kann nicht ohne Weiteres davon ausgegangen werden, dass den konservativen, traditionellen türkischen Männern die progressiven, modernen Frauen gegenüber stehen, sondern auch unter den Frauen halten viele am traditionellen Bild fest, während umgekehrt unter den Männern ein nicht unerheblicher Teil einem moderneren Frauenbild zumindest normativ zustimmt. Dabei ist kein linearer Zusammenhang zum Alter festzustellen, erstaunlicher Weise sind jüngere Befragte nicht automatisch moderner als ältere.

Ob die in der Befragung sichtbar werdende Modernisierung tatsächlich als Assimilationsergebnis an die deutschen Verhältnisse verstanden werden kann, ist fraglich: Das Leben deutscher Frauen wird trotz des eher modernen Frauenbildes nicht als Vorbild gesehen. Die Ein-

schätzung von Männern und Frauen unterscheidet sich hier noch weniger als bei der Einschätzung der Frauenrolle allgemein. Deutschen Frauen wird zwar mehrheitlich größere Freiheit bei der Partnerwahl und ein selbstbestimmteres Leben zugestanden. Allerdings bedauert die Mehrheit der türkischstämmigen Frauen die deutschen Frauen wegen ihrer fehlenden familiären Einbindung (vgl. Goldberg/Sauer 2004: 17-19).

Auswirkungen auf die Aufrechterhaltung traditioneller Familien- und Geschlechterrollenbilder kann auch der *Charakter der Migration* haben. Ob man allein migriert oder die Wanderung im Familienverband stattfindet, hat Auswirkungen auf die Aufrechterhaltung der Herkunftskultur. Nauck und Steinbach beschreiben die Familie als "der wichtigste Schutzfaktor gegen eine drohende Marginalisierung von Jugendlichen der zweiten Generation" in der Migration (2001: 103-104). Treibel (2009) arbeitet unter Rückbezug auf den Forschungsstand heraus, dass Frauen, die allein migrieren und dabei die Verbindung zur Familie abbrechen, eher zu emanzipatorischeren Geschlechterrollenbilder tendieren als Frauen, die mit der Familie wandern oder die Verbindung zur Familie aufrechterhalten. Generell wirkt sich die unterschiedliche Struktur der einzelnen Familien auf die Etablierung eines Familienrollenbildes aus (vgl. Spohn 2002: 75).

Diese begrenzten Erkenntnisse zum Geschlechterrollenbild in der muslimischen Bevölkerung lassen sich so interpretieren, dass zumindest in der Breite nicht von einem Geschlechterkonflikt in der Migration auszugehen ist und die Lebensentwürfe von Männern und Frauen in der Mehrheit durchaus kompatibel sein dürften. Auch gilt diese Feststellung über die Einwanderergenerationen hinweg. Auch Angehörige der Nachfolgegeneration beider Geschlechter bleiben zu einem guten Teil mit Blick auf die Geschlechterrollenbilder traditionsverhaftet. Wenn im Folgenden das Konzept der "Männlichkeit" genauer untersucht und dargestellt wird, dass mangelnde Ressourcen zur Erreichung einer gesellschaftlich akzeptierten Männlichkeit zu Gegenreaktionen, zur Überbetonung von Maskulinität und zu deviantem Verhalten führen können, so geben die oben zitierten Studien keine Hinweise darauf, dass solche Entwicklungen *in der Regel* durch Konflikte innerhalb muslimischer Familien generiert werden, gleichwohl natürlich bei einer beträchtlichen Minderheit dies durchaus der Fall sein kann.

Bei Baier et al. (2010)⁷, aber in geringem Umfang auch bei Heitmeyer et al. (1997: 100)⁸ werden weitere repräsentative Befunde zu dem Männlichkeits- bzw. Geschlechterrollenbildern von Einwandern, darunter auch von islamischen bzw. türkischen Herkünften, vorgestellt. So hat Heitmeyer fünf Items zu den Geschlechterrollenbildern der von ihm befragten Jugendlichen erhoben, die etwas größere Unterschiede zwischen den Geschlechtern hinsichtlich der Verortung traditioneller Rollenbilder zeigen als in der oben dargestellten ZfTI-Befragung. Diese Unterschiede werden von Heitmeyer et al. als vergleichbar mit der Situation in der deutschen Bevölkerung interpretiert (ebd.), während Vergleiche zur Gesamtbevölkerung hinsichtlich des Einstellungsniveaus nicht ohne Weiteres gezogen werden können. In der Auswertung der Daten und mit Blick auf die herausgearbeiteten Erklärungen für die Entstehung islamischen Fundamentalismus in der Migration spielen diese Items bei Heitmeyer et al. dann aber keine zentrale Rolle mehr.

Baier et al. (2009/2010) ziehen acht Items, die "Gewalt legitimierende Männlichkeitsnormen" indizieren sollen, in ihrer Analyse von Jugendgewalt hinzu und werten sie nach Herkünften aus, wobei solche Männlichkeitsvorstellungen bei den Befragten aus muslimisch geprägten Herkunftsländern sehr deutlich häufiger anzutreffen sind als bei Autochthonen und anderen Herkünften (2009: 72). Die Studie legt dar, dass solche Gewaltlegitimation unter Bezug auf das Männlichkeitskonzept bei männlichen muslimischen Jugendlichen deutlich häufiger anzutreffen ist als bei (männlichen) Jugendlichen anderer Herkunft und dass diese Normen ein starker Prädiktor für Gewalthandeln sind (2009: 73). Insgesamt zeigt sich eine deutlich überdurchschnittliche Gewaltausübung, aber auch Gewalterfahrung, bei Jugendlichen mit muslimischen Migrationshintergründen, wobei dieser Befund statistisch nicht erklärbar wird, ohne auch Normen und Wertvorstellungen, und darunter die gewaltbefürwortenden Männlichkeitsbilder, zu berücksichtigen (2009: 11-12).

Die Frage nach der Ursache dieser Männlichkeitsnormen ist dessen ungeachtet nicht wirklich geklärt. Inwieweit zeigen sich hier wirklich traditionelle Orientierungen und inwieweit sind sie als Reaktion auf die Migrationssituation zu verstehen?

So weit wir tiefer gehende, quantitativ belastbare Rückschlüsse auf das Geschlechterverhältnis und die Geschlechterrollenbilder der Muslime in der Migration und die diesbezügliche

⁷ Die repräsentative Studie basiert auf standardisierten Interviews mit rund 63.000 Schülern deutschlandweit in den Jahren 2007 und 2008 zur Gewaltbelastung und ihren Bestimmungsgründen.

⁸ Es handelt sich um eine standardisierte Erhebung unter 1.121 Jugendlichen in NRW aus dem Jahr 1995, die die Entstehungsbedingungen islamisch-extremistischer Einstellungen eruiert.

ziehen können, basieren diese, wie oben gezeigt, eher auf der Betrachtung der Frauen – ihrer Selbstwahrnehmung oder ihrer Wahrnehmung durch die Männer. Ein über Jahre etabliertes Verständnis der Genderforschung als Frauenforschung hat sich damit offenbar auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Einwanderung und Integration fortgesetzt. Erkenntnisse über die Männlichkeitsbilder von Muslimen in Deutschland können wir vor diesem Hintergrund - über das oben Vorgestellte hinaus - nur mittelbar aus allgemeinen, gruppenübergreifenden Überlegungen zum Thema ableiten sowie aus empirisch-qualitativen Studien, die jedoch häufig unter bestimmten ausgesprochenen oder unausgesprochenen Vorannahmen, das muslimische Männlichkeitskonzept zu *verstehen* suchen.

Allgemeine Überlegungen zur "Männlichkeit"

Nach Connell (2000) unterscheidet sich das in einzelnen Gesellschaften dominierende Bild von Männlichkeit erheblich. Idealtypisch lassen sich vier zusammenfassen: die hegemoniale (kennzeichnet sich durch Macht und Autorität aus), die Komplizenhafte (kennzeichnet sich durch Nähe zur Macht), die marginalisierte (tabuisiert, allerdings immer noch als "Männlichkeit" angesehen) und die unterdrückte (als nicht mehr männlich abgelehnt) (Connell 2000: 97-102). Auch soziale Schichten innerhalb von Gesellschaften wirken auf die Festlegung des Männlichkeitsbildes. Connell sieht Männlichkeit als Ausdruck von Machtrelationen, die aus Ausgrenzungsprozessen gegenüber Frauen (oder auch "unterlegenen" Männlichkeiten) resultieren und sich institutionalisieren.

In der "Zweiten Moderne"⁹ kommen Prozesse in Gang, die die dominierende Rolle der Männer auf symbolischer, diskursiver und sozialstruktureller Ebene aufweichen. Diese Entwicklungen verlaufen in den jeweiligen Gesellschaften unterschiedlich schnell und sind nicht allein abhängig vom Modernisierungstempo, sondern auch von kulturellen Voraussetzungen (vgl. Bereswill 2007: 87).

Kollektivistische vs. individualistische Einstellungen in der jeweiligen Kultur können eine Auswirkung auf die Akzeptanz bzw. Ablehnung bestimmter Geschlechterrollenbilder haben:

In der deutschen Gesellschaft dominiert – trotz der Pluralisierung familialer Lebensformen – weitgehend das Leitbild einer Familie als selbst gewählte partnerschaftliche Intimbeziehung von Personen, die Wert legen auf Individualrechte. Im Gegensatz dazu wird angenommen, dass das Verständnis der Familie in vielen Herkunftskulturen von Migrantinnen einem kollektiven Leitbild folge, welches ein höheres Ausmaß an sozialer Kontrolle den Individualrechten vorziehe und nach dem sich Menschen vornehmlich als Mitglieder und Repräsentanten der familiären Gruppe begreifen (Tan 2008: 210).

⁹ Der Begriff wurde von Ulrich Beck geprägt. Im Gegensatz zur klassischen, "Ersten" Moderne, ist die "Zweite Moderne" durch die zunehmende Individualisierung, Globalisierung und Herausbildung der "Weltrisikogesellschaft" gekennzeichnet; vgl. Beck 2008, Beck 2009.

Im Migrations- und Akkulturationsprozess können sich Gruppen mit Blick auf bestimmte Aspekte der Lebensweise modernisieren, während traditionelle Muster in anderen Bereichen fortwirken, darunter von der Aufnahmegesellschaft abweichende Männlichkeitsvorstellungen. In der Türkei etwa unterliegen die Jugendlichen einer sehr starken traditionell geprägte Geschlechtersozialisation: "So werden bspw. Söhnen mehr Unabhängigkeit und Aggressivität gewährt, von Töchtern eher Bescheidenheit erwartet" (Uslucan 2008a: 80).

Auch hier sind wiederum sozialstrukturelle Aspekte zu berücksichtigen: Bereswill betont, auf der Grundlage der Durchsicht empirisch fundierter Sekundärliteratur, dass wenn

"ethnically marginalized men" die Ideale hegemonialer Männlichkeit aufgrund mangelnder Ressourcen und gesellschaftlicher Partizipation nicht erreichen können (...), sie stattdessen Formen einer "Protestmännlichkeit" entwickeln. (2007: 88).

Männlichkeit wird demnach gegenüber klassenspezifischen oder rassistischen Unterordnungen verteidigt und zwar mit Hilfe überzogener Praktiken der Verkörperung von Hypermaskulinität, nicht selten ausagiert durch Gewalt (Bereswill 2007: 90).

Die Verinnerlichung einer bestimmten Identität erfolgt durch die Sozialisation und insbesondere durch peer-groups. Besonders wichtig für die Etablierung der eigenen Identität der Jungen ist dabei die Spiegelung in anderen Männlichkeitsfiguren (Keup et al. 2002: 203-204). Heitmeyer vermutet, dass

bei männlichen Jugendlichen kulturbedingte Sozialisations- und Erziehungsbedingungen zu Buße schlagen, die nicht zuletzt mit traditionellen Geschlechterrollenzuschreibungen auch hinsichtlich der Duldung bzw. sogar Forderung der Ausübung körperlicher Gewalt verknüpft sind (Heitmeyer et al. 1997: 113).

Es wird deutlich, dass Männlichkeitsrollenbilder zwar durchaus durch Herkunft und kulturellen Hintergrund bestimmt sind, aber von sozialstrukturellen Faktoren und weiteren Einflüssen (etwa die Akzeptanz durch die Aufnahmegesellschaft) auf komplexe Weise moderiert werden (vgl. Huxel 2008: 65-66).

Insgesamt fehlen aber umfassende Studien, die einen exakten Aufschluss über solche Zusammenhänge bezogen auf die deutsche Gesellschaft geben, wobei die Existenz der Zusam-

menhänge aber offenbar ist. Brettfeld und Wetzels schreiben, im Einklang mit den Befunden von Baier et al. 2009/20010, zur Auswertung ihrer Befragung von Jugendlichen¹⁰ dazu:

Multivariate Analysen kommen zu dem Ergebnis, dass Unterschiede der Gewaltbefürwortung zwischen Muslimen und Nichtmuslimen sich nicht alleine auf schlechtere soziale Rahmenbedingungen der Muslime zurückführen lassen. Entscheidend sind vielmehr, neben familiären Sozialisationsbedingungen – hier sind insbesondere Effekte elterlicher Gewalt zu nennen, welche die Gewaltakzeptanz deutlich erhöhen – weiter noch traditionelle Geschlechtsrollenkonzepte, d.h. Vorstellungen von Männlichkeit, für die gewaltsame Durchsetzung ein positives Merkmal darzustellen scheint. Werden solche traditionellen Geschlechtsrollenkonzepte neben sozialstrukturellen Merkmalen und den Merkmalen familiärer Sozialisation statistisch kontrolliert, dann lassen sich Unterschiede der Gewaltakzeptanz zwischen Muslimen und Nichtmuslimen nicht mehr nachweisen (s. Brettfeld/Wetzels 2007: 330).

Die eigene Männlichkeit bekommt für Jugendliche dann eine Bedeutung, wenn die Anerkennung über Leistung, über eine erfolgreiche Schul- oder Berufskarriere, nicht zu erlangen ist (vgl. Toprak 2007: 172).¹¹

In der Gesamtschau stehen der geringe wissenschaftliche Erkenntnisstand zu muslimischer Männlichkeit in Deutschland und das Bild des muslimischen Mannes als "hypermaskulin", als "machistisch" und "hypersexualisiert" im Widerspruch (vgl. Ewing 2008: 25). Huxel betont die Bedeutung der öffentlichen Diskurse bei der Konstruktion eines negativen Bildes der männlichen Migranten: Männlichkeit und Ethnizität werden in diesen diskursiven Praktiken als "natürliche, vordiskursive Dispositionen" konstruiert (Huxel 2008: 61). Auch Tunç (2010) kritisiert eine ethnisierende Macht der "Negativklischees", die "systematische blinde Flecken produzieren und aufrechterhalten", indem "andere Themen ignoriert oder verdeckt werden" (Tunç 2010: 20).

An dieser Stelle kommen also die diskursiven Bedingungen, denen die Etablierung des Bildes des muslimischen Mannes unterliegt, zum Tragen. Ewing verweist auf eine "unreflektierte Stigmatisierung einer kulturell bestimmten Männlichkeit", die sich aus der symbolischen Durchsetzung bestimmter, für den Westen gültiger "kulturspezifische(r) Aspekte von Ge-

¹⁰ Diese groß angelegte Studie zu Einstellungen von Muslimen in Deutschland besteht aus vier Teilstudien: einer standardisierten telefonischen Befragung einer Stichprobe (1.000) der Gesamtgruppe, einer standardisierten Befragung von Jugendlichen/Schülern (500) und einer weiteren standardisierten Befragung von Studierenden (195) sowie einer qualitativen Erhebung im Umfeld islamischer Organisationen. Die Erhebungen wurden 2006 durchgeführt.

¹¹ Diese Aussage beruht auf der Durchführung von 15 qualitativen Interviews (Durchführungszeitraum nicht angegeben) mit türkeistämmigen Männern ländlich-traditioneller Herkunft. Zudem verweist Toprak auf Erfahrungen aus der Präventionstätigkeit, die allerdings auf der Arbeit mit speziell belasteten Gruppen beruhen. Es handelt sich mithin eher um eine Exploration, die auf allerdings plausible Zusammenhänge hinweist.

schlechter- und Familienorganisation" ergibt (Ewing 2008: 20). Diese Praktiken werden "im öffentlichen Diskurs mit allgemein akzeptierten, universell anwendbaren Vorstellungen von Menschenrechten und Demokratie vermischt" (ebd.: 20).

Diese Denkrichtung soll hier nicht unerwähnt bleiben, da die Themen, denen sich das vorliegende Gutachten widmet, nicht ohne die Berücksichtigung diskursiver Deutungsmacht zu adressieren sind. Insbesondere kann der Hegemonialdiskurs zu Fehlschlüssen führen - Trägern einer als vormodern wahrgenommenen Männlichkeit etwa wird unterstellt, auch von anderen als modern wahrgenommenen Orientierungen distanziert zu sein. Gleichwohl muss aber darauf hingewiesen werden, dass die Frage, welches *Bild* des muslimischen Mannes in westlichen Gesellschaften tatsächlich herrscht, noch weniger wissenschaftlich aufgearbeitet ist als das Männlichkeitsverständnis der Muslime *selbst*.

Es stellt sich die grundsätzliche Frage, wie die muslimische Männlichkeit angemessen erfasst werden kann. Hat sie, wie nach der oben zitierten Vorstellung von Connell (2000), insofern Substanz, als sie soziale Verhältnisse abbildet und damit von Belang für die Gesellschaftsbeschreibung ist, oder muss sie als eine rein diskursive Konstruktion verstanden werden? Die wenigen Erkenntnisse legen zumindest nicht nahe, das muslimische Männlichkeit in der Migration einfach zu modellieren ist: Nach Tunç sind, unter Verweis auf den Forschungsstand, der Einfluss von Schicht, Bildung und Urbanisierung zu berücksichtigen (2010: 20). Bei Scheibelhofer, der türkeistämmige Jugendliche in Wien interviewt hat, lassen sich die von ihnen formulierten Geschlechterbilder auf einer Skala traditionell vs. modern kaum einordnen (vgl. Scheibelhofer 2008: 183).

Insgesamt ist die Forschungslage zu Männlichkeitsverständnis und Geschlechterrollenbildern in der muslimischen Bevölkerung sehr unvollständig. Zwei Grundlinien zeichnen sich aber ab, die nicht nur für die Genderfrage, sondern für den Wertewandel in der Gruppe allgemein von Bedeutung sind: Gerade bei Jugendlichen entstehen hybride Identitäten. Wie konfligierend oder "krisenfest" ihre Bestandteile sind, wird durch die Sozialstruktur und durch weitere Faktoren vermittelt, wobei die Bildungsressourcen einen gewichtigen Faktor bilden (vgl. Badawia 2002: 145-146; Mecheril 2003; Foroutan/Schäfer 2009). Die Befunde zum Wandel von Männlichkeitsbildern im Speziellen sind mit dieser Lesart gut vereinbar. Allerdings bedürfte es weitergehender, quantifizierbarer und repräsentativer Daten, die sowohl das Zusammenwirken von Tradition und Sozialstruktur mit Blick auf die muslimische Männlichkeit verläss-

lich eruieren als auch gleichzeitig kulturalisierende Vorannahmen vermeiden und die diskursive Verankerung der Fragestellung mit berücksichtigen.

2.2. *Gewaltaffinität und Autoritarismus bei Muslimen*

Folgend stellen wir dar, welche Faktoren generell Gewaltneigung beeinflussen, um darauf aufbauend das Ausmaß der Gewaltaffinität in der muslimischen Bevölkerung in Deutschland sowie die Zusammenhänge mit Männlichkeit und demokratiefernen/autoritären Einstellungen abzuschätzen.

Das Verständnis von Gewalt ist definitionsbedürftig, ist der Gewaltbegriff doch in Alltag und Wissenschaft gleichermaßen semantisch unbestimmt und expansiv.¹² So schlagen bspw. Parke und Slaby (1983) drei konstituierende Merkmale für Gewalt vor: Intentionalität, Schädigung und soziomoralische Bewertung. Jedes dieser Kriterien hat bei der Beurteilung, ob Gewalt vorliegt, andere Implikationen.

Wir verstehen Gewalt im engeren Sinne als eine Handlung, die Personen physisch verletzt bzw. ihre physische Autonomie unterdrückt oder öffentliches oder fremdes Eigentum zerstört. Es existieren zahlreiche, ebenfalls unscharfe Begriffe im Vorfeld der Gewalthandlung, so etwa "Gewaltaffinität", "Gewaltbereitschaft" oder "Gewaltakzeptanz". "Gewaltakzeptanz" etwa bedeutet die "prinzipielle Legitimierung eines gewaltförmigen Umgangs mit Handlungskonflikten" (Uslucan/Fuhrer/Rademacher 2003: 284). Der Gewaltakzeptanz kommt als Gegenpol zur faktisch ausagierten Gewalt besondere Bedeutung zu, da diese Akzeptanz unabhängig von der eigenen Gewaltanwendung bestehen kann – im Gegensatz etwa zur Gewaltbereitschaft (siehe dazu weiter unten in diesem Kapitel). Die Forschung zum Thema hält diese wichtige Differenzierung nicht immer aufrecht.¹³

Gewalt im Sinne der o.g. Definition ist ein vornehmlich männliches Phänomen (vgl. Melzer 2000; Rostampour 2000). Jungen sind häufiger Täter, aber auch Opfer von Gewalt (vgl. Uslucan/Fuhrer/Rademacher 2003: 287; Pfeiffer/Wetzels 2000). Die Ursachen dafür sind vielfältig, eine mögliche Erklärung geht auf die geschlechtsspezifische Sozialisation zurück, in der die Gewaltausübung als männlich angesehen wird – was wiederum in der Rückkopplung Fol-

¹² Siehe hierzu auch Uslucan/Fuhrer/Rademacher 2003: 9.

¹³ So liegen bspw. in der Studie von Uslucan, Rademacher und Fuhrer (2003) die Korrelationen zwischen Gewaltakzeptanz und eigener Gewalttat bei $r=0.53$, was zwar hoch ist, aber keine perfekte Korrelation bedeutet. Noch höher fällt die Korrelation zwischen Gewalttat und Gewaltmittäterschaft aus; diese liegt bei $r=0.85$, was darauf hinweist, dass die meisten Gewalttaten im Jugendalter im Gruppenverband begangen werden.

gen für das Gewaltverständnis einer Gesellschaft hat. Die *sichtbare* Gewalt ist männlich. Weibliche Gewalt ist nicht in diesem Ausmaß sichtbar: Sie ist möglicherweise nach Innen gerichtet oder aber manifestiert sich als psychische Gewalt und wird durch unsere enge Gewaltdefinition nicht erfasst.

Gewalt ist darüber hinaus ein Phänomen des Jugendalters: Die Gewaltrate steigt ab dem 13. Lebensjahr und sinkt nach dem 20. Lebensjahr deutlich ab (vgl. Rutter 1995; Loeber/Farrington 1998). Die "Gewaltspitze" wird, je nach Studie, zwischen dem 12. und dem 15. Lebensjahr erreicht, mitunter wird das "Peak" auch im Alter von 17 Jahren vermutet (vgl. Möller 2010: 54). Darüber hinaus hält Gewalt nicht die gesamte Jugendphase an, sondern "wächst sich aus" ("aging out"); mit der Zunahme des Alters und mit der Bewältigung der Entwicklungsaufgaben sowie den sich verändernden gesellschaftlichen Sanktionsmöglichkeiten wird Gewalt als eine Strategie der Konfliktlösung immer unattraktiver (Melzer 2000: 6-15).

Ferner unterscheidet die Forschung in der Entwicklung des aggressiven Verhaltens "Frühstarter" von "Spätstartern" voneinander. Dabei wird das Alter von 14 Jahren als "Marker" zugrunde gelegt (Piquero/Chung 2001). Mit Blick auf ihre Gewaltbelastungen zeigen diese beiden Gruppen auffällige Unterschiede, und zwar sowohl was die Entstehungsbedingungen, den Verlauf, aber auch was die Prognose und die Behandlung betrifft.

Darüber hinaus sind aber auch individuelle Variationen in der Hirntätigkeit als gewaltrelevante Faktoren zu berücksichtigen, wie etwa Temperament und Impulskontrolle (Erregbarkeit); nicht zuletzt können auch natürliche kognitive Fähigkeiten, wie die Argumentationsfähigkeit, die Gewaltneigung beeinflussen. Beispielsweise widersetzen sich Kinder mit einem schwierigen Temperament häufiger und intensiver elterlichen Erziehungsbemühungen und werden häufiger von Gleichaltrigen und Erwachsenen abgelehnt. In der Folge entwickeln sie eher eine feindselige Persönlichkeit und wenden selber "vorsorglich" Gewalt an. So finden reziproke Interaktionen zwischen Persönlichkeitsmerkmalen (traits) und Umweltreaktionen statt. Viele dieser Kinder schaffen es nicht, langandauernde, durch Loyalitäten gekennzeichnete Freundschaften zu unterhalten. Fokussiert auf Kinder und Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte liegt für diese hier eine besondere Risikokonstellation, da ihre *Störungen* aufgrund von Zugangsbarrieren zu Experten, aufgrund eigener und elterlicher sprachlicher Schwierigkeiten von Professionellen seltener erkannt werden und stattdessen vielfach eher eine kulturalistische Deutung ("temperamentvolle Südländer") erfahren (vgl. Uslucan 2010a).

Neben den sehr starken Prädiktoren für Gewalthandeln – junges Alter und männliches Geschlecht – sind weitere Risikofaktoren bekannt: So scheint eine Korrelation zwischen Bildungsstand und Gewaltakzeptanz zu bestehen. Im gegliederten deutschen Bildungssystem variiert die Gewaltbefürwortung nach Schultyp – gewaltakzeptierend sind insbesondere diejenigen Jugendlichen, die die Hauptschule besuchen (Uslucan 2008a: 89). In Bezug auf Gewalt treten Differenzen nach Bildungsstatus viel deutlicher hervor als kulturelle oder ethnische Unterschiede (vgl. Nauck/Schönpflug 1997).

Auch korrelieren die Gewaltakzeptanz und das aktive Gewalthandeln stark mit der erlebten Gewalt in der Kindheit. In Familien, in denen die Gewalt zwischen den Eltern und in der Erziehung der Kinder vorkommt, steigt die Gewaltneigung der Kinder (Pfeiffer/Wetzels 2000; Baier et al. 2009). Wenn das Familienklima von den Jugendlichen als negativ empfunden wird, wenn jugendliche Mädchen und Jungen sich zu Hause "signifikant weniger wohlfühlen" und von den Eltern körperlich bestraft werden, erhöht sich die Gewaltbereitschaft im Verlauf ihres Lebens signifikant (vgl. Uslucan/Fuhrer/Rademacher 2003: 287) – eine Beobachtung, die auch durch weitere Studien gestützt wird (vgl. Pfeiffer/Wetzels 2000;¹⁴ Mansel 2001;¹⁵ Popp/Meier/Tillmann 2001). Faktoren, die die Gewalt begünstigen, sind die andauernden interparentalen Konflikte, die "fehlende Gemeinsamkeit bei der Ausübung der Erzieherrolle" (Uslucan, Fuhrer, Rademacher 2003: 282), aber auch geringe emotionale Nähe der Eltern zu den Kindern und inkonsistente Erziehung. Gewaltpräventiv wirken sich hingegen eine emotional positive Elternbindung und ein gutes Familienklima aus (Butz/Böhnke 1999: 180-185). Ein Gewalt begünstigender Einfluss ist auch die Veränderung in der Zusammensetzung der Familie. Kinder, die in traditionellen Kernfamilien aufwachsen, sind in geringerem Ausmaß bereit, sich normverletzend zu verhalten, als Kinder, die nur von einem Elternteil oder von Stiefeltern erzogen werden (vgl. Walper/Schwarz 1999).

Und schließlich gibt es auch weitere außerfamiliäre Sozialisationsinstanzen, die Gewalt begünstigen – wie die Einbindung in gewaltbereite Cliques, die ebenfalls eine Eigendynamik entfalten können und in denen etwa traditionelle Vorstellungen von Ehre in Verbindung mit Männlichkeit Gewaltanwendung begünstigen (vgl. Loeber/Farrington 1998, Heitmeyer et al. 1995). Zahlreiche Studien weisen zudem eine starke positive Korrelation zwischen Gewalter-

¹⁴ Im Jahr 1998 wurden rund 16.000 Jugendliche in Deutschland standardisiert zu ihren Gewalterfahrungen und ihrer Gewaltausübung befragt. Die Stichprobe war repräsentativ für die Jugendlichen der 9. Klasse.

¹⁵ Es wurden 2.107 12-16jährige der Stufen 6 bis 10 befragt. Gegenstand der Befragung war die Verbreitung von Gewalt im Alltag von Jugendlichen.

fahrungen (Opfererfahrungen) und gewaltbilligenden Einstellungen nach (siehe Heitmeyer 1995; Pfeiffer/Wetzels 2000, Baier et al. 2009/2010).

Ferner wird gegenwärtig immer mehr auch der Einfluss der Medien bzw. der Mediennutzung (Computerspiele, Ego-Shooting) auf die Gewaltentstehung diskutiert (vgl. Möller 2010: 63). Möglicherweise wirken auf die Mediennutzung gruppenspezifische Faktoren, indem Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen ihre Entsprechung in ebenfalls männlich geprägten, Gewalt ausagierenden Rollen finden (Baier et al. 2010: 118). Sowohl bei Baier et al. 2010 als auch in weiteren Studien, etwa bei Koglin et al. (2009: 170), steigt die Gewaltausübung mit der Nutzung gewalthaltiger Computerspiele unter Jugendlichen allgemein an, besonders bei denjenigen mit geringer Offenheit, neue Erfahrungen zu machen.

Tabelle 1: Delinquentes Verhalten und Alkoholkonsum nach Konfessionszugehörigkeit (in %; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte; Auswertungen einzelner Subgruppen ohne Bayern)

| | mind. 1 Gewalttat | mind. 5 Gewaltta- ten | mind. 1 Laden- diebst. | mind. 5 Laden- diebst. | mind. 1 Sachbe- schädg. | mind. 5 Sachbe- schädg. |
|------------------------------|------------------------------|--------------------------------------|---------------------------------------|---------------------------------------|--|--|
| christlich gesamt | 12,6 | 3,6 | 13,0 | 3,9 | 14,3 | 3,7 |
| katholisch gesamt | 12,1 | 3,5 | 12,8 | 3,8 | 14,0 | 3,5 |
| Deutshl.: kath. | 10,6 | 2,9 | 11,2 | 3,1 | 13,3 | 3,1 |
| ehem. SU: kath. | 19,5 | 5,7 | 16,7 | 4,6 | 15,6 | 5,3 |
| Polen: kath. | 14,2 | 4,7 | 18,5 | 5,6 | 15,6 | 4,5 |
| ehem. Jugosl.: kath. | 23,3 | 7,4 | 25,8 | 10,0 | 11,6 | 5,8 |
| Italien: kath. | 18,0 | 4,9 | 17,0 | 5,8 | 17,2 | 6,7 |
| evangelisch gesamt | 12,9 | 3,7 | 13,3 | 3,9 | 14,8 | 3,9 |
| Deutshl.: evang. | 11,6 | 3,2 | 12,4 | 3,5 | 14,2 | 3,6 |
| Deutshl./Ost: evang. | 12,2 | 2,5 | 12,3 | 3,4 | 12,7 | 2,9 |
| ehem. SU: evang. | 18,2 | 5,6 | 17,0 | 5,2 | 16,9 | 4,9 |
| orthodox gesamt | 17,4 | 6,6 | 13,4 | 5,5 | 12,1 | 4,8 |
| islamisch gesamt | 21,3 | 9,0 | 11,9 | 4,3 | 13,9 | 5,4 |
| schiitisch gesamt | 23,9 | 11,9 | 12,2 | 6,0 | 15,3 | 5,7 |
| sunnitisch gesamt | 21,0 | 8,7 | 10,7 | 3,7 | 13,5 | 5,1 |
| alevitisch gesamt | 22,2 | 8,1 | 15,0 | 5,9 | 14,3 | 5,9 |
| Türkei: islam. | 21,4 | 8,8 | 10,2 | 3,8 | 13,8 | 5,3 |
| ehem. Jugosl.: islam. | 22,1 | 11,2 | 16,2 | 6,3 | 14,2 | 5,9 |
| Arab./Nordaf.: islam. | 20,4 | 8,7 | 13,6 | 4,1 | 12,1 | 4,5 |

In Deutschland ist, wie oben bereits angedeutet, die Gewalterfahrung und die Gewaltausübung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund überdurchschnittlich hoch (vgl. Pfeiffer/Wetzels 2000; Babka von Gostomski 2003; Baier/Pfeiffer/Windzio 2006; Baier et al. 2009/2010). Bei türkeistämmigen und muslimischen Familien und den Jugendlichen ist das Problem besonders ausgeprägt, was zu einem Gutteil daraus erklärbar wird, dass sie bestimmte Belastungsfaktoren der sozialen Lage und der Bildung, die so auch in anderen Bevölkerungsgruppen grundsätzlich wirksam werden, überproportional auf sich vereinigen. Die oben stehende Tabelle stellt die Befunde zur Delinquenz Jugendlicher bei Baier et al. (2010: 107) dar und weist eine doppelt bis dreifach so hohe Gewaltbelastung im Sinne aktiver Gewaltausübung bei den muslimischen Herkünften aus.

Bei der Erklärung dieses Befundes wird seit einigen Jahren in der empirischen Forschung, wie oben dargestellt, vermehrt auf die Männlichkeitsbilder rekurriert, was auch deshalb nahe liegt, weil bei Kontrollstudien die männlichen Migranten unter vergleichbaren Bedingungen der sozialen Lage und der Bildung einzig signifikant überdurchschnittlich gewalttätig sind, nicht jedoch die Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund. Eine breite Diskussion entwickelte sich etwa über die Studie von Pfeiffer und Wetzels (2000), in der nur bei männlichen Jugendlichen aus der Türkei und aus dem ehemaligen Jugoslawien nach der Kontrolle von Familiensituation, Bildungsniveau und sozialer Lage der Familie signifikant erhöhte Gewalttaten feststellbar waren.

Dieser Befund von Wetzels und Pfeiffer wurde von den Autoren dahin gehend interpretiert, dass junge männliche Migranten bestimmter Herkünfte vergleichsweise häufige Gewalterfahrungen im Elternhaus in ihre eigenen Rollenmodelle aufnehmen und oft in devianten Cliquen ausagieren. Diese Interpretation war bei der Veröffentlichung der Ergebnisse Anlass lebhafter Debatten.¹⁶ Insbesondere wurde als problematisch wahrgenommen, dass Männlichkeitskonzepte und ihre vermeintliche Gewaltaffinität stark im Mittelpunkt der Interpretation und öffentlichen Berichterstattung standen, ohne überhaupt hinreichend Gegenstand der empirischen Erhebung gewesen zu sein. Allerdings haben Nachfolgestudien von Pfeiffer und Kollegen den Zusammenhang von Gewalt legitimierender Männlichkeitsnormen und erhöhter Gewalttätigkeit durchaus erhärtet, insbesondere bei Baier et al. 2009/2010. Andere Studien hingegen (vgl. Uslucan 2008b: 288; Lösel/Bliesener 2003) konnten nach Kontrolle von Bildungsfaktoren keine wesentlich höheren Gewalttaten türkischer Jugendlicher nachweisen.

¹⁶ Siehe zur Kritik an dieser Dateninterpretation Halm 2000.

Dessen ungeachtet verbleiben die oben bereits angesprochenen Erklärungslücken dahingehend, wie sich die Männlichkeitsbilder genau konstituieren. Oben wurde herausgearbeitet, dass die Identifikation eines einheitlichen Männlichkeitsbildes von Muslimen in der Migration nicht gelingt, und obwohl traditionelle Orientierungen große Bedeutung behalten, werden sie von zahlreichen weiteren Faktoren moderiert. Diese Überlegung spricht gegen eine durchgreifende Transmission von Gewalt innerhalb der Familie oder der peer-group, die über konsistente Männlichkeitsbilder stattfindet. Zumindest reichen sie als Erklärung für eine höhere Gewaltbelastung bestimmter Herkunftsgruppen unter ähnlichen sozialen Voraussetzungen bei Weitem nicht aus, ein Umstand, dem auch die Datenerhebung, -auswertung und -interpretation bei Baier et al. 2009/2010 durchaus Rechnung trägt. Weitere Faktoren sind zusätzlich zu berücksichtigen, die *migrationsbedingt* sind: In dem Sinne, dass allgemeine Risiken der Gewaltentstehung, die oben dargestellt wurden, in der Migrationssituation und hier auch in spezifischen Einwanderergruppen, etwa der muslimischen Bevölkerung, von besonderer Bedeutung sein können, aber eben nicht *ausschließlich* in diesen wirken:

- Die Bevölkerungsstruktur der Einwanderer ist deutlich jünger als die der Deutschen, bei schlechteren sozialen und Bildungsvoraussetzungen. Dies erklärt eine *absolute* Überrepräsentation von Gewalt in der Gruppe. 25% der Muslime sind bis 15 Jahre alt, gegenüber 11% der Gesamtbevölkerung Deutschlands (Haug 2010: 7).
- Fraglich ist, ob soziale Benachteiligung und ihre Folgen bei Einheimischen und Einwanderern mit demselben Maß gemessen werden können (vgl. Halm 2000: 292): Traumatisierungen aus der Vergangenheit in den Herkunftsländern (vgl. Uslucan 2008b) haben Auswirkungen auf die Gewaltbereitschaft, die etwa zu einer individuell höheren Gewalttoleranzschwelle führen können; ebenso aber auch verhinderte Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs: Oft haben Migrantenjünglinge bereits beim Eintritt in die Schule schwierigere Voraussetzungen für die schulische und soziale Entwicklung als Einheimische. Eltern sprechen wenig bzw. kaum Deutsch und sind niedrig sozial positioniert; Schulen, die auf die deutsche Mittelschicht zugeschnitten sind und die Migrantenkinder nicht fördern, ergeben einen besonderen Mix sozialer Benachteiligung, von dem Deutsche nicht betroffen sind (vgl. Bommers/Radtke 1993: 483-497). Einwandererjünglinge, die in Deutschland sozialisiert werden, machen *besondere* Ausgrenzungserfahrungen, die mit Gewalt kompensiert werden. Babka von

Gostomski (2003)¹⁷ arbeitet diesen Zusammenhang deutlich heraus und weist nach, dass alltägliche und schulische Benachteiligungserfahrungen, von denen etwa türkische Jugendliche überproportional betroffen sind, deutlich stärker mit ihrem Gewalt Handeln im Zusammenhang stehen als Dispositionen in den Familien. In dieser Betrachtung korrespondieren dann beispielsweise 55,2% der im Referenzzeitraum in Prügeleien verwickelten türkischen Jugendlichen, gegenüber 41,3% unter den deutschen, mit einer eklatanten Diskrepanz zwischen gewünschtem Schulabschluss (56,7% der türkischen Jugendlichen möchten die Schule mit der Fachhochschulreife oder dem Abitur verlassen) und besuchter Schulform (S. 273): Nur 11% der befragten türkischen Jugendlichen besuchen das Gymnasium (S. 261).

Hinzu treten migrationsbedingte Risikofaktoren jenseits der Sozialstruktur:

- Die Transmission mütterlicher Gewalt auf jugendliche Gewalt ist deutlich von der Integration der Mutter abhängig.
- Jugendliche Mütter sind ein Risiko für die Gewaltnstehung bei Kindern (ebd., S. 11; vgl. auch Ziegenhain et al. 2004: 226-234) – das Durchschnittsalter der Mütter etwa in der türkischen Bevölkerung in Deutschland ist stark unterdurchschnittlich.
- Familien sind aufgrund des Kulturwechsels zusätzlichen Stressfaktoren ausgesetzt, z.B. der Konfrontation mit den Werten der Aufnahmegesellschaft, wobei Generationskonflikte in Gewalt münden können – auch wenn, wie oben argumentiert, dies nicht die Regel sein sollte (vgl. Uslucan/Fuhrer/Rademacher 2003: 281-293; Merkens 1997).

Uslucan, Fuhrer und Rademacher (2003) verweisen darauf, dass Gewaltnstehung auch mit der Individualisierung des gesellschaftlichen Lebens und der daraus folgenden Destabilisierung der Institutionen Ehe und Familie zu tun hat. Demgegenüber wird muslimischen Einwanderern oft unterstellt, dass ihre Gewaltbelastung eher aus der Existenz der traditionellen Familie folgt – eine bei näherer Betrachtung eben nur begrenzt plausible Annahme.

¹⁷ Die Studie beruht auf der Auswertung der Daten des Jugendpanels des Bielefelder Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (IKG) und ist im Kontext der Forschungen des Instituts zu gesellschaftlichen Desintegrationsprozessen entstanden. Ausgewertet wurden standardisierte Angaben von 4.213 männlichen Jugendlichen mit türkischer, deutscher und Aussiedler-Herkunft.

Ein solches multifaktorielles Verständnis des Zusammenhangs von Migration und Gewaltentstehung bei Jugendlichen kann hilfreich sein, um Befunde erhöhter Gewaltanwendung von muslimischen Jugendlichen einzuordnen.

An dieser Stelle müssen wir uns auch mit dem Thema Autoritarismus/Demokratiedistanz in der muslimischen Gruppe beschäftigen – sollten hier Zusammenhänge mit der Gewaltausübung bestehen, so wäre das unter Umständen von Bedeutung für die Entstehung islamisch-extremistischer Haltungen. Autoritarismus-Einstellungen sind unter anderem Ergebnis einer Erziehung zu Gehorsam. Die "autoritäre Unterwürfigkeit" (vgl. Altemeyer 1981/1988) ist eine Akzeptanz bestimmter Ideologie und Wertpräferenzen (vgl. Frindte/Funke/Jacob 1997).

Zugleich gilt es aber zu bedenken, dass die hohe Relevanz des Gehorsams als Erziehungsziel, wie bspw. auch durch die Value-of-Children (VOC)-Studien belegt (Nauck, 1990, 1991, 1998) ein entscheidendes methodisches Problem in der kulturvergleichenden Autoritarismusforschung aufwirft: So hat Kagitcibasi bereits 1967 gezeigt, dass die Messung des Autoritarismus nicht kulturinvariant ist und vor allem bei kollektivistischen Kulturen das Ausmaß des Autoritarismus häufig überschätzt wird. In diesen Gesellschaften herrscht eine Überlappung von kulturell tradierten Normen mit dem Autoritarismuskonzept vor (Seipel, Rippl/Kindervater 2000), wie etwa die relativ unproblematische Akzeptanz der Ungleichheit von Mann und Frau etc.

Brettfeld und Wetzels (2007) haben die Einstellung muslimischer Jugendlicher zu Rechtsstaatlichkeit und Demokratie überprüft:

Bivariat unterscheiden sich die Quoten für hohen Autoritarismus in einer auf Basis dieser Items gebildeten Skala zwischen Muslimen (18,9%) und Nichtmuslimen mit Migrationshintergrund (18,5%) nicht, während einheimische deutsche Nichtmuslime mit 10,5% deutlich geringere Raten aufweisen. Eine multivariate Prüfung zeigt indessen, dass nach Kontrolle des Bildungshintergrundes der Eltern, des Bildungsniveaus der Jugendlichen selbst sowie der Frage, ob die Jugendlichen in Deutschland geboren wurden, eine signifikant höhere Belastung der jungen Muslime im Vergleich zu einheimischen Nichtmuslimen nicht mehr besteht. Insoweit ist, sofern sozialstrukturelle Differenzen in Rechnung gestellt werden, das Phänomen von Autoritarismus und Demokratiedistanz unter jungen Muslimen in einer ähnlichen Größenordnung verbreitet wie unter einheimischen Jugendlichen und nicht für muslimische Migranten spezifisch (s. Brettfeld/Wetzels 2007: 307).

Die Autoren weisen Unterschiede entsprechend des Bildungsstatus nach – die Studierenden zeigen die niedrigste Demokratiedistanz unter den muslimischen Jugendlichen (vgl. ebd.:

418-419). Jungen neigen eher zu autoritären Einstellungen als Mädchen (vgl. ebd.: 304).¹⁸ Und es besteht ein Zusammenhang zwischen Demokratiedistanz und gewaltakzeptierenden Einstellungen, ohne dass beide Segmente in der Stichprobe aber deckungsgleich wären:

Welche Bedeutung dies rein quantitativ hat, zeigt sich auch daran, dass die Rate hoch gewaltaffiner Jugendlicher in der Gruppe derer, bei denen eine hohe Demokratiedistanz und/oder aber ausgeprägte religiös konnotierte Vorurteile anzutreffen sind (im Sinne der o.a. mengentheoretischen Darstellung; n=117; 23,8%) 41,9% beträgt, in der Kontrastgruppe (keine Demokratiedistanz und keine ausgeprägten religiös konnotierten Vorurteile) (n=375; 76,2%) demgegenüber nur 18,4% ($\chi^2=26,97$; df=1; p<.0001). (S. 318).
(...) Weiter zeigt sich, dass Jugendliche, die ein hohes Maß an Demokratiedistanz und/oder starke religiös konnotierte Vorurteile und Intoleranz erkennen lassen, in deutlich höherem Maße allgemein gewaltbefürwortend eingestellt sind, als Jugendliche, bei denen solche autoritaristischen Einstellungsmuster nicht bestehen. Insoweit ist davon auszugehen, dass innerhalb der Gruppe derer, die starke Demokratiedistanz zeigen, auch ein erhöhtes Gewaltpotenzial verortet ist (s. ebd.: 330).

Der hier dargestellte empirische Zusammenhang von Autoritarismus und Gewaltakzeptanz passt zum allgemeinen psychologischen Forschungsstand (vgl. Uslucan 2008a: 78) und korrespondiert mit anderen Studien. In einer Untersuchung von Uslucan (2008a)¹⁹ wird nachgewiesen, dass der Zusammenhang von Autoritarismus und Gewaltakzeptanz bei deutschen Jugendlichen ausgeprägter ist als bei türkischen (Uslucan 2008a: 74), wobei aber auch in dieser Studie das Niveau autoritärer Einstellungen bei den deutschen deutlich niedriger ausfällt.²⁰ Diese Befunde belegen die Notwendigkeit kultursensibler statt kulturalisierender Forschung recht eindrücklich. In der empirischen Wissenschaft ist es offenbar schwierig, etwa zwischen für traditionelle Gesellschaften typischer Autoritätsachtung und modernem, als abweichend wahrgenommenen Autoritarismus zu trennen.

Autoritarismus, wie das Konstrukt in westlichen Gesellschaften definiert wird, gehört vermutlich in eher traditionellen, kollektivistischen Gesellschaften - wie beispielsweise für

¹⁸ Allerdings ist dieser Zusammenhang auch bei Wetzels und Brettfeld eher undeutlich, da nicht alle Segmente der Stichprobe eine solche signifikante Korrelation aufweisen. Die allgemeine Forschungslage zu Gender und Autoritarismus ist widersprüchlich. Mitunter weisen auch Frauen in Studien höhere Autoritarismuswerte aus als Männer; vgl. Schmidt 2009.

¹⁹ Die Studie basiert auf der standardisierten Befragung von rund 1.600 türkischen und deutschen Jugendlichen zu Gewaltakzeptanz und autoritären Haltungen. Die Daten wurden in Magdeburg und Kayseri/Türkei in den Jahren 2000-2002 erhoben.

²⁰ Diese Befunde sind im hiesigen Kontext unter dem Vorbehalt zu sehen, dass nicht migrierte türkische Jugendliche befragt wurden. Hieraus erklären sich möglicherweise auch Widersprüche zu Brettfeld/Wetzels 2007, wo der Bildungshintergrund bei den muslimischen Migrantenjugendlichen einen höheren Stellenwert für die Erklärung autoritärer Einstellungen hat als in der Studie von Uslucan.

weite Teile der Türkei - zum gewöhnlichen Weltverständnis ohne einen Hinweis auf problematische Sozialisationserfahrungen und -verläufe (s. Uslucan 2008 a: 93).

Überhaupt fällt auf, dass die empirische Forschung bisher nur unzulänglich berücksichtigt hat, inwiefern traditionelle Orientierungen in der Migration als Ressource oder als Risiko zu verstehen sind.

Eine populäre soziologische Erklärung der Gewaltakzeptanz im Zusammenhang mit der Bejahung bestimmter autoritärer Werte bei Migranten liefert die Desintegrations-These von Heitmeyer (vgl. Heitmeyer et al. 1995). Die zunehmende Individualisierung der modernen Gesellschaften führt hier zur Entkoppelung aus den traditionellen Strukturen, die Sinn und Orientierung boten. Auch Beck thematisiert den zunehmenden Entscheidungsdruck der modernen Individuen (vgl. Beck 1986). In dieser Situation werden Menschen anfälliger für extreme autoritäre Ideologien, die eine klare Weltordnung vermitteln und die gesellschaftliche Komplexität reduzieren. Dass nicht alle Individuen auf wachsende gesellschaftliche Komplexität mit der Übernahme extremer Ideologien reagieren, erklärt sich dann aus Faktoren wie Bildung und individuellen Dispositionen (vgl. Heyder/Schmidt 2000). In einer Krisensituation verstärkt sich die Orientierungslosigkeit der Individuen. Generell sind die Migranten anfälliger, weil sie vielfach eher in Situationen anomischer Verunsicherung und in Übergangssituationen (Migration) leben und dann für die Deutung ihrer sozialen Welt eher auf klare, eindeutige Ideologien zurückgreifen.

Die Desintegrationsthese wirft Fragen auf, weil die Unterscheidung von Gewaltausübung, Gewaltbereitschaft und Gewaltakzeptanz unscharf bleibt.²¹ Oben wurde herausgearbeitet, dass mit der Migration *an sich* zusätzliche Risiken für die Entwicklung gewalttätigen Verhaltens verbunden sind, während ein höheres Maß an im engeren Sinne herkunftsbestimmtem Autoritarismus bei muslimischen Jugendlichen aus methodischen Gründen schwer fassbar ist und tendenziell überschätzt wird. Ein beträchtlicher Teil der Gewaltentstehung bei muslimischen Jugendlichen sollte insofern jenseits des Desintegrations-Mechanismus liegen. Oesterreich zeigt entsprechend, dass die Autoritarismuseinstellungen nicht mit der Gewalttat, sondern mit der Gewaltakzeptanz, mit der Gewaltbilligung korrelieren (vgl. Oesterreich 1993²², Oester-

²¹ Siehe hierzu auch die Reflektion von Babka von Gostomski 2003 (S. 274-273) sowie die bei der Klärung des Gewaltbegriffs oben bereits anstellten Überlegungen zum Zusammenhang von Gewaltakzeptanz und Gewaltausübung.

²² Die Studie von Oesterreich wurde im Frühjahr 1991 mit Jugendlichen im Alter von 16 bis 21 Jahren in Ost- und Westberlin durchgeführt. Befragt wurden 1857 Schüler, ausgewertet wurden 1396 Fragebögen.

reich 1997). Auf die vorliegende Expertise bezogen bedeutet dies, dass die gewalttätigen Migranten nicht unbedingt diejenigen sein müssen, die autoritäre, Komplexität der Welt reduzierende Einstellungen teilen. Bei Uslucan (2008b: 89ff.) wird analog, unter Kontrolle des Bildungshintergrundes, eine deutlich höhere Rate an Gewaltakzeptanz bzw. gewaltbilligenden Ideologien bei türkischen Jugendlichen identifiziert, die mit Männlichkeits- und Ehrvorstellungen einhergehen, aber nicht mit der *Gewaltausübung*.

Eine nachvollziehbare Erklärung für diesen zunächst kontraintuitiv anmutenden Befund ist die folgende: Ein offenes, direkt aggressives Verhalten impliziert gewisse persönliche Risiken. Die autoritäre Reaktion hingegen zielt eher darauf ab, durch die Orientierung an Autoritäten Risiken zu vermeiden. So lässt sich verstehen, warum Autoritarismus statistisch nicht so stark die Gewalttat, sondern noch stärker die Gewaltakzeptanz prädiziert (vgl. Oesterreich 1993).

Ein klares Bild im Sinne eines linearen Zusammenhangs von Autoritarismus und *Gewaltausübung* ergibt sich eher nicht. Zugleich sind die Befunde nur wenig anschlussfähig an die Frage des Männlichkeitsbildes unter Muslimen, das seinerseits unscharf bleibt. Notwendig wäre eine Vertiefung der Forschung in Richtung der stärkeren Unterscheidung von Gewaltausübung, Gewaltbereitschaft und Gewaltakzeptanz und die Entwicklung von Forschungsstrategien, die soziale Benachteiligung unter Einbezug migrationsbedingter Spezifika messen können, aber trotzdem Intergruppenvergleiche nach Herkunft und mit Autochthonen ermöglichen. Wenn Diskriminierung durch die Aufnahmegesellschaft und (migrationspezifische) soziale Benachteiligungen mit Autoritätsorientierung oder dem Rückbezug auf Tradition einhergehen, wie auch bei Brettfeld/Wetzels nachgewiesen, so ist aber unbekannt, unter welchen Bedingungen diese Entwicklung genau problematisch wird und unter welchen Umständen sie etwa zu Gewalt führt – analog zu der im vorangegangenen Kapitel aufgeworfenen Frage, wie Bildung, Sozialstruktur usw. im Detail die Wertetransmission und die Männlichkeitsbilder moderieren (vgl. Brettfeld/Wetzels 2007: 305).

3. Zusammenhang religiöser Orientierung mit Männlichkeit, Geschlechterrollenbildern und Gewaltaffinität

Im nächsten Schritt soll auf die Frage fokussiert werden, welchen Erklärungsbeitrag die religiöse Orientierung, das Bekenntnis zum Islam, für Gewaltakzeptanz und Geschlechterrollenbilder leistet. Strukturiert die religiöse Orientierung die oben herausgearbeiteten komplexen Zusammenhänge in einer Weise, dass Konturen der Entstehung islamischen Extremismus kenntlich werden?

3.1. Muslimische Identitäten in Deutschland – Konstruktion, Tradition und sozialer Wandel

Bei der Auseinandersetzung mit Studien zur Entwicklung muslimischer Religiosität in Deutschland fällt Folgendes auf: Es besteht in den meisten Studien eine deutliche Neigung, muslimische Religiosität zu problematisieren. Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Debatten um Terrorismus, Kriminalität von Einwanderern, Parallelgesellschaften, Ehrenmorde usw. wird muslimische Religiosität primär als öffentliches Risiko behandelt. Überraschend ist dieser Befund nicht, man sollte ihn sich aber bewusst machen, wenn man sich einen Überblick über die Forschungslage verschafft. Gleichwohl gilt jedoch für die meisten Studien auch, dass sie die eigentliche Religiosität gar nicht genauer in den Blick nehmen, sondern religiöse Zugehörigkeit quasi als "Container" für traditionelle Orientierungen, extremistische Einstellungen, Geschlechterungleichheit, Segregation usw. verstehen. Hierin liegt aber ein erhebliches Problem, wenn man genauer betrachten will, wie etwa Religiosität und Gewaltaffinität zusammenhängen und sich dabei nicht mit der Annahme begnügt, dass beides *vermutlich* zusammenhängt. Bei den von Brettfeld und Wetzels befragten einheimischen und eingewanderten Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft hat Religiosität entweder eine protektive Wirkung auf die in der Studie gemessene Gewaltakzeptanz und aktive Gewaltausübung oder aber, bei der Gewaltausübung der muslimischen Jugendlichen, keinen Effekt (vgl. Brettfeld/Wetzels 2007: 309-315). Wie oben beim Zusammenhang mit Autoritarismuseinstellungen bestätigt sich auch hier die große Bedeutung einer Differenzierung zwischen *Gewaltakzeptanz* und *Gewaltausübung*.

Demgegenüber ergibt die Studie von Baier et al. (2010) ein anderes Bild. Hier bestehen eine Korrelation zwischen ausgeprägter Religiosität und höherer Gewaltakzeptanz bei muslimi-

schen Jugendlichen (der nicht zuletzt durch die Gewalt legitimierenden Männlichkeitsnormen vermittelt wird) und ein tendenzieller - nicht signifikanter - Zusammenhang von Gewaltausübung und starker Religiosität:

Je stärker sich islamische Migranten an ihren Glauben gebunden fühlen, umso mehr stimmen sie den gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen zu und umso häufiger bevorzugen sie gewalthaltige Medien. (...) Je stärker sie in ihrer Religion verankert sind, umso deutlicher fällt die Beziehung zu verschiedenen Faktoren aus, die die Gewaltbereitschaft fördern (Baier et al. 2010: 128).

Mithin wird hier ein von den Autoren auch so bezeichneter mittelbarer Zusammenhang aufgedeckt, der keine direkten Rückschlüsse auf Kausalitäten zulässt, aber doch bestimmte diesbezügliche Interpretationen nahe legt:

Mit den hier dargestellten Forschungsergebnissen ist noch nicht ausreichend belegt, dass der Islam für die dargestellte Problematik direkt verantwortlich gemacht werden kann. Zur Klärung bedarf es tiefer gehende Analysen, die genau erfassen, welche Bedeutung die verschiedenen Religionen in Bezug auf die hier betrachteten vier Einflussfaktoren erlangen – also die innerfamiliäre Gewalt, die Akzeptanz gewaltlegitimierender Männlichkeitsnormen, die Nutzung gewalthaltiger Medieninhalte, die hohe Anzahl delinquenter Freunde. Wenn wir die Struktur dieser Einflussfaktoren betrachten, fällt allerdings auf, dass drei von ihnen direkt das Thema Gewalt und Männlichkeit betreffen. So entsteht innerfamiliäre Gewalt häufig - gestützt auf ein traditionelles Grundmuster von Ehe und Familie - aus dem Dominanzanspruch des Mannes, der von den Familienmitgliedern Gehorsam einfordert und im Konfliktfall bereit ist, seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen. Die Akzeptanz gewalthaltiger Männlichkeitsnormen wiederum haben wir mit acht Aussagen gemessen, die zum einen die Dominanz des starken und durchsetzungsfähigen Mannes betonen und zum anderen ein althergebrachtes Verständnis von Männerehre präsentieren (Baier et. al. 2010: 129).

Allerdings müssen hier die herangezogenen Indikatoren als recht problematisch betrachtet werden; so lauten etwa zwei der Indikatoren, die eine "Macho-Männlichkeit" messen: "Ein Mann, der nicht bereit ist, sich gegen Beleidigungen zur Wehr zu setzen, ist ein Schwächling" sowie "Ein richtiger Mann ist stark und beschützt seine Familie". Dass auch bei nicht gewaltbelasteten Männern hierfür eine große Zustimmung zu finden wäre, scheint evident zu sein. Hieran wird die Problematik der Messung eines populären Begriffs wie "Macho-Haltung" deutlich.

Mit Blick auf die Studie von Baier et al. ist zudem darauf hinzuweisen, dass unter den signifikanten Prädiktoren von Gewaltausübung bei den befragten muslimischen Jugendlichen (wie auch bei befragten Jugendlichen insgesamt) die Erfahrung elterlicher Gewalt in der Kindheit die Wahrscheinlichkeit gewalttätigen Verhaltens viel stärker erhöht als die (zudem nicht sig-

nifikante) Religiosität. Stärkere Einflüsse als die Elterngewalt sind einzig Faktoren, die per se unmittelbar eng mit der Gewaltausübung zusammenhängen sollten (mehr als fünf delinquente Freunde, Zustimmung zu gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen) sowie das männliche Geschlecht.

Tabelle 2: Einflussfaktoren der Mehrfach-Gewalttäterschaft bei muslimischen Befragten (logistische Regression, $Exp(B)$); nach Baier et al. 2010: 117)

| | |
|--|-------------|
| Religiosität | 0.977 |
| männl. Geschlecht | 1.782** |
| Realschule/IHR/Gesamtschule (Referenzgruppe: Besuch Förder-/Hauptschule) | 0.799 |
| Gymnasium | 0.450** |
| Bezug staatl. Leistungen | 0.834 |
| schwere elterliche Gewalt in der Kindheit | 1.744*** |
| Zustimmung zu gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen | 1.912*** |
| Gewaltmedienkonsum | 1.194*** |
| mehr als fünf delinquente Freunde | 8.540*** |
| R² | .365 |
| N | 2596 |

*** $p < .001$, ** $p < .01$, * $p < 0.5$

Unabhängig von widersprüchlichen Ergebnissen zum Zusammenhang von Religiosität und Gewalt der genannten Studien bleibt die Behandlung dieser Frage aber auch deshalb unbefriedigend, weil sich hinter dem, was standardisierte Befragungen an Stärke der religiösen Orientierung messen, eklatante qualitative Unterschiede verbergen. Zudem wird ein hinreichendes Verständnis von Religiosität und Gewaltausübung speziell in der Adoleszenz dadurch erschwert, dass, wie oben dargestellt, Gewaltausübung bereits wieder abklingt, während sich jedoch Einstellungen, auch religiöse, erst verfestigen. Wenn stärkere Religiosität unter Umständen zu höherer Gewaltakzeptanz oder höherer Gewaltbereitschaft führt, so geht es um eine *Variante* starker Religiosität, die aus der bisherigen Forschung aber nicht ersichtlich ist, und die auch von der Migration beeinflusst sein könnte:

Religiosität unter den Bedingungen des Zuwanderers hat sich mit zusätzlichen Fragen auseinander zu setzen als in einem monoreligiösen Kontext" (s. Boos-Nünning/Karakaşoğlu 2005: 406).

Auch starke Religiosität bedeutet in der Migration für schließlich erwachsene Einwanderer etwas anderes als in den muslimischen Herkunftsländern. Dieser Befund findet seine Entspre-

chung in den Arbeiten der Bertelsmann-Stiftung zur weltweiten Religiosität, speziell im "Religionsmonitor", der insofern eine Ausnahme in der jüngeren Forschung zum Islam darstellt, als er tatsächlich detailliert Aspekte der Religiosität in unterschiedlichen Dimensionen erhebt. Brettfeld und Wetzels (2007) konstatieren eine ausgeprägte Bedeutung religiöser Identität, zumal im Vergleich zur Durchschnittsbevölkerung, die sich aber nur mit Einschränkung in der religiösen Praxis niederschlägt.²³ Die Kategorienbildung von Brettfeld/Wetzels basiert auf einer eigens für diesen Befragungsteil durchgeführten Clusteranalyse. Sie ergibt dann empirisch-repräsentativ folgende Gruppen und die relative Häufigkeit ihrer Mitglieder:

Tabelle 3: Verteilung religiöser Orientierung nach Brettfeld/Wetzels (2007: 122)

| <i>Kategorie</i> | <i>Merkmale</i> | <i>% der Respondenten</i> |
|--------------------------|--|---------------------------|
| gering religiös | schwache Verbundenheit mit dem Islam im Alltag und schwache persönliche Gläubigkeit | 19 |
| orthodox-religiös | strenge Befolgung islamischer Regeln und starke persönliche Gläubigkeit | 20 |
| traditionell-konservativ | Befolgung islamischer Regeln bei eher geringer individueller Gläubigkeit | 20 |
| fundamental | rigide Religiosität im Alltag sowie starke Gläubigkeit bei Ablehnung der Anpassung des Islams an die europäischen Gesellschaften | 40 |

Es gibt weitere empirische Studien zur muslimischen Religiosität in Deutschland, die sich nicht standardisierter Verfahren bedienen und nicht quantifizieren. Mit ihrer eher induktiven Vorgehensweise kommen sie zu alternativen Typenbildungen, die sich von der obigen insofern unterscheiden, als sie mehrdimensional sind und sich nicht primär aus der Kombination der Merkmale persönliche Gläubigkeit, Regelbefolgung und Politisierung speisen, sondern auch Kategorien wie Marginalisierung, Identitätssuche, Spiritualität u. Ä. berücksichtigen (vgl. Klinkhammer 2000; Tietze 2001; Boos-Nünning/Karakaşoğlu 2005). Diese Studien sprechen dafür, dass trotz der allgemein großen Bedeutung muslimischer Identität dahinter wiederum eine starke Heterogenität der Einstellungen steht, die speziell durch intergenerativen Wandel weiter verstärkt wird.

²³ Der folgende Vergleich von zu Brettfeld/Wetzels (2007) alternativen Studien ist entnommen aus Halm 2011. Die Befunde von Brettfeld und Wetzels beziehen sich auf den Studienteil telefonische Befragung (s.o), wobei wiederum stark die gesellschaftspolitischen Implikationen muslimischer Religiosität im Blickpunkt standen.

Die folgend präsentierten Befunde von Halm (2011) legen die Kerndimensionen der Religiosität zugrunde, die auch der Bertelmann-Religionsmonitor nutzt. Ziel der Studie war es, typische Ausprägungen und Muster herauszuarbeiten und dabei die individuelle Sinnhaftigkeit dieser Muster für die Befragten zu identifizieren. Die folgenden Typen repräsentieren drei häufige, sinnvoll zusammenhängende Konstellationen in der Gruppe der 18 Befragten:²⁴

1. Verhaltensorientierte Gläubige

Diese Gruppe fokussiert stark die ethisch-moralische Komponente ihrer Gläubigkeit. In der Selbstwahrnehmung wird die Gläubigkeit als konsistent mit der Lebensführung empfunden. Bemerkenswert ist, dass sich in dieser Gruppe keineswegs ausschließlich stark religiöse Befragte finden, sondern auch mittelreligiöse.

2. Kulturgeprägte Gläubige

Bei den Angehörigen dieser Kategorie ist die Handlungsorientierung als Folge der Religiosität weniger ausgeprägt, indem sie sich aufgrund ihres Hineingeboren-Seins in die Umma unhinterfragt und selbstverständlich als Muslime definieren. Die Angehörigen dieser Gruppe sehen ihren Glauben und ihre Lebensführung eher im Einklang.

3. Verunsicherte und Erneuerer

Gemein ist den hier beschriebenen, oft in Deutschland geborenen Befragten, dass sie mit ihrer religiösen Identität insbesondere die Suche nach Lebenssinn verbinden, zugleich aber eine Diskrepanz zwischen Glaubensanforderungen und eigener Lebensführung empfinden. Traditionelle Moscheegänger sind hier nicht zu finden. Die Angehörigen dieser Gruppe zählen eher zu den stark Religiösen, die Auseinandersetzung mit dem Islam kann aber sehr unterschiedliche Ergebnisse zwischen orthodoxer Praxis und einem eher emanzipierten Glaubensverständnis haben.

Diese qualitative Studie zeigt, dass stark ausgeprägte Religiosität weniger für eine Homogenisierung denn für eine Heterogenisierung der Muslime in Deutschland steht. Dieser Befund liegt quer zur Annahme eines direkten Zusammenhangs ausgeprägter Religiosität und "Fundamentalisierung". Die Gruppe der bei Brettfeld und Wetzels "fundamental" Eingestellten²⁵ – immerhin die mit Abstand größte Gruppe in ihrer Studie – findet keine Entsprechung unter den 18 Befragten, ebenso wenig wie in den anderen eher explorativ angelegten Arbeiten. Es ist bemerkenswert, dass sich diese Gruppe bei einer deduktiven Vorgehensweise zeigt, bei einer induktiven hingegen nicht.

²⁴ Qualitative Interviews mit Muslimen im Ruhrgebiet 2008.

²⁵ "Diese kennzeichnet sich u.a. dadurch, dass innerhalb der Gemeinschaft der Muslime auf die strenge, wortgetreue Gültigkeit von Überlieferungen insistiert, Veränderungen und Modernisierungen eine Absage erteilt und eine transzendente Exklusivität des Islam im Sinne dessen betont wird, dass nur Muslime ein besonderes göttliches Wohlgefallen genießen" (Brettfeld/Wetzels 2007: 117-118).

Muslimische Religiosität unterscheidet sich natürlich auch, unabhängig vom Einfluss der Migration, nach Glaubensrichtung oder Rechtsschulen, nationalen Prägungen, städtischen und ländlichen Formen, Lebensalter, Grad der Religiosität usw.

Diese zahlreichen migrationsbedingten und migrationsunabhängigen Faktoren beeinflussen nicht nur die muslimische Religiosität, sondern auch das Ausmaß, in dem weitere soziokulturelle Einflüsse, insbesondere patriarchale Orientierungen, die religiöse Orientierung überlappen. Und diese Überlappungen sind es, die es äußerst schwierig machen, den Zusammenhang von Religiosität, Männlichkeit, Gewalt und Autoritarismus genau zu bestimmen. Exemplarisch deutlich wird diese Überlappung an den folgenden Beispielen:

- Der Zusammenhang der Beschneidung und des Ertragens von Schmerzen als Zeichen der Maskulinität (vgl. Tan 2008: 211)
- Religiöse und patriarchale Einstellungen zu Sexualität und Partnerschaft, abgelehnte Sexualitäten – Homosexualität (vgl. Buyurucu 2008: 96, 99)
- Familienbilder
- Legitimation innerfamiliärer Gewalt und Ehrvorstellungen (vgl. Tunç 2008: 105-106)

Nachweisbar existieren patriarchale Orientierungen und muslimische Religiosität in gewissem Umfang unabhängig von einander: In der Forschung ist eine klare Korrelation zwischen Akzeptanz patriarchaler Stereotypen und Gewalt gegen Frauen festzustellen, allerdings nicht zwischen Islam und Gewalt. Die Ehre als Ordnungsprinzip ist nicht nur muslimisch, sondern auch bei Spätaussiedlern vorfindbar, worin eine Erklärung für die bei Brettfeld und Wetzels nachgewiesenen höheren Gewalttaten der Aussiedler liegen mag (vgl. ebd.: 224). Die Männlichkeit wird auch über die Ehre definiert. Maskulinität wird über die körperliche Stärke bestimmt. Dadurch erhöht sich die Disposition zur Gewalt. Die wahrgenommenen Ehrkonflikte sollen nicht durch Gewaltvermeidung, sondern durch Gewaltanwendung gelöst werden: Eine mögliche Gewaltvermeidung kann von der Referenzgruppe negativ sanktioniert werden (vgl. Enzmann/Brettfeld/Wetzels 2004: 264-287).

In die gleiche Richtung geht eine Studie von Terre de Femmes über die weltweite Verbreitung von Ehrenmorden:

Ehrverbrechen sind ein Phänomen von traditionell patriarchalischen Gesellschaften, in denen der Mann über der Frau steht und die Ehre des Mannes und seiner Familie häufig

mehr wert sind als das Leben einer Frau. Das Phänomen der Ehrenmorde beschränkt sich demnach nicht auf die islamische Welt: Der UN-Bericht nennt auch Brasilien, Ecuador, Indien und Italien als Länder, in denen Ehrenmorde vorkommen (s. *Terre de Femmes* o.J.: 7).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Forschungsstand zu Muslimen in Deutschland nur bedingt hergibt, aus der Stärke der muslimischen Religiosität von Individuen auf die Geschlechterrollenbilder, die Gewaltausübung oder Gewaltakzeptanz zu schließen. Dies schließt nicht aus, dass es zum Beispiel Varianten gleichzeitiger starker muslimischer Religiosität, Hypermaskulinität, Demokratiedistanz und Gewaltaffinität gibt. Die Ausprägung solcher Varianten lässt sich nur nicht aus der Untersuchung von Zusammenhängen in der muslimischen Allgemeinbevölkerung in Deutschland ableiten, da solche Varianten eher selten und sehr voraussetzungsvoll, also schwer zu modellieren sind und starke Religiosität in der Migration eher Heterogenität als Homogenität bedeutet. Jedenfalls wäre es für die zukünftige Forschung lohnend, die eigentliche Religiosität der Muslime stärker in den Blick zu nehmen und nicht von vorn herein den Blick auf die Risikodimension zu beschränken. Darüber hinaus sollten etwa auch gewaltprotektive Wirkungen von Religiosität stärker berücksichtigt und die Bedingungen für günstige wie ungünstige Wirkungen genauer analysiert werden. Diesen Aspekt, Religion als protektiven Faktor in der Entwicklung des Kindes/der Jugendlichen, berücksichtigt die *internationale* Forschung dagegen schon seit langem; vgl. bspw. die Arbeiten von King/Furrow (2004).

In jüngerer Zeit hat der Ansatz der sozialen Milieus verstärkt Einzug in die Migrationsforschung gehalten, und es stellt sich die Frage, ob er geeignet sein kann, mögliche Vorfelder islamistisch-extremistischer Orientierungen zu identifizieren - denn der Milieuansatz trägt ja gerade den auch oben zum Ausdruck kommenden Individualisierungsentwicklungen Rechnung. Grundsätzlich wäre es hilfreich, wenn, ungeachtet aller fehlenden Linearität des Zusammenhangs von Einstellungen und Gewaltausübung, bestimmte gesellschaftliche Segmente kenntlich würden, aus denen sich Extremismus vorrangig rekrutiert. Angesichts des heutigen Kenntnisstandes gibt es aber klare Argumente gegen die Aussicht, die geschilderte Komplexität durch die Anwendung von (individualisierungstheoretisch begründeten) Milieumodellen reduzieren zu können und sich auf der Grundlage von Bevölkerungsstudien auf die Suche nach Vorfeldern religiös orientierter gewaltaffiner Gruppen zu begeben. Dagegen spricht insbesondere die zwar differenzierte, aber stattfindende besondere Wertetransmission in Ein-

wandererfamilien. Methodisch nachvollziehbare Versuche, etwa die türkische Bevölkerung durch das individualisierungstheoretisch begründete Milieukonzept zu beschreiben, schlagen fehl, insbesondere aufgrund der noch in erblichem Umfang intakten Wertetransmission in türkischen Familien, die zu spezifischen Verläufen von Individualisierungsprozessen führt, Besonderheiten der Migrationssituation und zumindest in der Breite noch fehlender sozialer Differenzierung. (vgl. Halm/Sauer 2011).

3.2. Konturen islamisch-extremistischer Orientierungen

Oben wurde bereits darauf hingewiesen, dass die Vorstellung islamisch-extremistischer, gewaltaffiner Einstellungen bei Jugendlichen konzeptionell fragwürdig ist, da die höchste Gewaltfrequenz eher in einem sehr jungen Lebensalter festzustellen ist, in dem sich Einstellungen und Weltbilder noch kaum verfestigt haben werden. Unter diesem Vorbehalt steht auch jede standardisierte Messung islamisch-extremistischer Einstellungen bei Jugendlichen, wie sie etwa durch Heitmeyer et al. (2007) und Brettfeld/Wetzels (2007) vorgenommen wurde. Das, was punktuell gemessen wird, unterliegt möglicherweise einem sehr dynamischen Wandel und könnte angemessen nur durch Längsschnittstudien untersucht werden. Trotz dieser Überlegung kann sich aber im Jugendalter auch eine besondere Affinität zur Religion ergeben. Bohnsack 2002 betont die Bedeutung der Suche nach Sicherheit in der Adoleszenz. Diese Sicherheit können sowohl Religion als auch andere komplexitätsreduzierende Erklärungsmodelle und handlungsleitende Konzepte wie etwa Ehre bieten. Inwieweit solche Orientierungen aber in stabilen Einstellungen münden, ist fraglich. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass etwa die Befürwortung politisch-religiös motivierter Gewalt in der Schülerstichprobe von Brettfeld und Wetzels mit etwa 11,1% fast doppelt so hoch ist wie in der Stichprobe aus der muslimischen Allgemeinbevölkerung (vgl. Brettfeld/Wetzels 2007: 330), was die Annahme besonderer Gewaltaffinität im Jugendalter stützt. Ungeachtet der Ungleichzeitigkeit von Einstellungsverfestigung und "biographischer Gewaltspitze" schreiben Heitmeyer et al. zur Auswertung ihrer Befragungsdaten:²⁶

Gleichzeitig zeigen unserer Berechnungen aber auch, dass es (...) eine Gewaltbereitschaft gibt, die gewissermaßen substantiell auf religiöse Legitimationsmuster zurückgreift (...)

²⁶ Gemeint ist nicht die Gewaltausübung.

und auch unabhängig von "allgemeinen" Gewalthandlungen der Jugendlichen existiert. (1997: 130).

Islamismus in der Variante gewaltbereiten Extremismus beschreibt eine Einstellung, die die hier untersuchten Phänomene (Gewaltausübung oder zumindest -bereitschaft, traditionelle, hegemoniale Männlichkeitsbilder, hohe Religiosität und Autoritarismus) vereint. Er bedeutet ein radikales, extremes, autoritäres Weltbild, das die Komplexität der Welt reduziert, kultur- und androzentriert ist und religiöse Dominanz durch Gewalt durchzusetzen bereit ist (Taylor 2009: 7-8).

Wendet man sich der Untersuchung dieses Phänomens zu und fokussiert noch speziell auf hieraus resultierende tatsächliche Gewalthandlungen, so ist bisher deutlich geworden, dass ein "Vorfeld" jugendlicher islamisch-extremistischer Szenen in Deutschland nicht kenntlich wird – eben weil sich aufgrund der Ausprägung der genannten Merkmale und ihrer (oft unbestimmten) Zusammenhänge keine Vorhersagen machen lassen, inwieweit sie in Extremismus münden, auch wenn punktuelle, keine zeitlichen Entwicklungen berücksichtigende Datenerhebungen oftmals in eine solche Richtung interpretiert werden.²⁷

Dies steht nicht im Widerspruch zur der Beobachtung, dass dessen ungeachtet bestimmte statistische Korrelationen auftreten, die die oben referierten Befunde auch nahe legen und in der Jugendlichenbefragung bei Brettfeld und Wetzels zu folgendem Ergebnis führen:²⁸

(... Es) erweist sich, dass die Legitimation politisch-religiös motivierter Gewalt im Falle schlechter sprachlich-sozialer Integration sowie bei Integrationseinstellungsmustern, die als segregationsorientiert zu bezeichnen sind, deutlich häufiger auftreten. Eine höhere Auftretenswahrscheinlichkeit findet sich ferner im Falle geringer Bildung. Mehrheitlich (zu mehr als zwei Drittel) handelt es sich bei Jugendlichen, die sich in diesem Sinne als gewaltakzeptierend beschreiben, um junge Männer. Auch die religiösen Orientierungsmuster haben einen Einfluss. Hierbei ist allerdings zu beachten, dass innerhalb der fundamental Orientierten die Rate derer, die politisch-religiös motivierte Gewalt für legitim halten, zwar mit 16,8% erhöht ist, gleichwohl aber immer noch eine – freilich nicht unbedeutende – Minderheit betrifft. Auch bei traditionalistisch orientierten jungen Muslimen ist die Quote signifikant erhöht, während dies bei Orthodoxen sowie gering Religiösen so nicht der Fall ist. Weiter zeigt sich, dass im Falle hoher Demokratiedistanz und ausgeprägter religiöser Vorurteile (Intoleranz) auch die hohe Legitimation politisch-religiös motivierter Gewalt deutlich wahrscheinlicher ist. Werden neben der Bildung und den Diskriminierungserfahrungen als Ausländer in Deutschland die Demokratiedistanz sowie die religiöse Intoleranz statistisch kontrolliert, ist multivariat ein Effekt der religiösen Orientierungsmuster nicht mehr nachweisbar. Betrachtet man die Gesamtgruppe der Ju-

²⁷ Siehe speziell zur Kritik an Heitmeyer et al. 1997: Schiffauer 1999.

²⁸ Der Begriff "fundamental" beschreibt bei Brettfeld und Wetzels diejenigen mit der ausgeprägtesten Religiosität, s. Tabelle oben.

gendlichen, die ein hohes Maß an Demokratiedistanz und/oder hohe Ausprägungen religiöser Intoleranz (in erster Linie antisemitische Haltungen) und/oder ein hohes Maß an Legitimation politisch-religiös konnotierter Gewalt zeigen als die relevante Risikogruppe, dann macht diese mit 29,2% mehr als ein Viertel der Stichprobe aus. Diese verteilen sich über die verschiedenen Muster religiöser Orientierung recht unterschiedlich. Am höchsten ist ihr Anteil unter den fundamental Orientierten mit 42,5%, was aber auch bedeutet, dass eine Mehrheit auch dieser Gruppe mit Blick auf die hier thematisierten Größen nicht als Risikogruppe zu charakterisieren ist. Vielmehr weisen die multivariaten Analysen darauf hin, dass vor allem geringe Bildung, schlechte sprachlich-soziale Integration sowie die Viktimisierung und Diskriminierung als Ausländer in Deutschland das Risiko einer solchen Entwicklung, auch innerhalb der nach ihren religiösen Orientierungsmustern klassifizierten Probanden, wesentlich zu erhöhen vermag (s. Brettfeld/Wetzels 2007: 330-331).

Viele der hier beschriebenen Zusammenhänge zeigen sich auch in der zehn Jahre älteren Studie von Heitmeyer et al. (2007: 130) zum islamischen Fundamentalismus bei Jugendlichen in NRW.

Die Passage unterstreicht nochmals die Schwierigkeit, die Entstehung islamischen Extremismus zu modellieren. Insbesondere ist die Rolle der Religiosität stark differenzierungsbedürftig. Keinesfalls kann davon ausgegangen werden, dass ausgeprägte muslimische Religiosität in Extremismus mündet. Bei Brettfeld und Wetzels findet sich daher auch der Versuch, mittels qualitativer Interviews mit vier islamisch-extremistisch Eingestellten diese Zusammenhänge weiter zu erhellen – wobei deutlich wird, wie facettenreich, multivariat und individuell sich diese Einstellungen konstituieren (vgl. ebd.: 470-488). Entsprechend folgern die Autoren:

Die qualitativen Befunde ergänzen die Erkenntnisse aus den quantitativen Erhebungen um genauere Hinweise auf zugrunde liegende Dynamiken. Sie bieten damit zugleich eine Bestätigung des Befundes, dass für verschiedene Teilgruppen unterschiedliche Bedingungsgefüge zu jenen Entwicklungen führen können, die letztlich Extremismen entstehen lassen (s. ebd.: 491).

In den Forschungsstand zum islamischen Extremismus fügt sich diese Einschätzung gut ein: Kandel und Bärwaldt (2009: 3) berichten über eine unveröffentlichte Studie des britischen Inlandsgeheimdienstes MI 5 vom Juni 2008, in der Lebensläufe mehrerer hundert islamischer Extremisten in Großbritannien untersucht wurden – mit dem Ergebnis, dass keine einheitlichen Profile oder Pfade zur Beteiligung an terroristische Aktivitäten erkennbar werden (s. Kandel/Bärwaldt 2009: 3).

Notwendig für das Verständnis der Kausalitäten zwischen den oben dargestellten Korrelationen wäre eine stärker interdisziplinäre Orientierung der Forschung im Sinne der Zusammen-

arbeit von Psychologie und Sozialwissenschaft. Es ist zu vermuten, dass etwa die individuelle Ambiguitätstoleranz – die Fähigkeit, Widersprüche und Unklarheiten in der eigenen Lebenswirklichkeit, aber auch mehrdeutige, opponierende Eigenschaften in einem und demselben Objekt/Ereignis wahrzunehmen, sie anzuerkennen und ggf. auch zuzulassen – in hohem Maße die Entstehung extremistischer Haltungen moderiert. Ambiguitätstoleranz fokussiert ferner auf die Frage, ob Menschen sich gegen unangenehme Realitätsaspekte, die sie als Bedrohung wahrnehmen, verschließen bzw. wie sie mit diesen Bedrohungen umgehen. Vor diesem Hintergrund ist die Ausbildung einer gewissen Ambiguitätstoleranz für eine gesunde psychische Entwicklung zentral.

Während einige Autoren darin ein eher stabiles Persönlichkeitsmerkmal betrachten (vgl. Reis 1997), differenzieren Durrheim/Foster (1997) verschiedene distinkte Bereiche im Leben, in denen Personen mehr oder weniger Mehrdeutigkeit zulassen bzw. aushalten können, wie etwa gegenüber politischen, familialen oder auch religiösen Autoritäten. Das unterschiedliche Maß der Ausprägung der Ambiguitätstoleranz wird vielfach auf die frühkindliche Erfahrung des Menschen mit seinen Bezugspersonen zurückgeführt, scheint jedoch interindividuell höchst variabel und von kulturellen sowie Bildungs- und anderen sozialstrukturellen Faktoren unabhängig zu sein.

Studien zur Jugenddelinquenz im Allgemeinen weisen darauf hin, dass komplexe Zusammenhänge unterschiedlicher Belastungsfaktoren herausgearbeitet werden müssen. Roth und Seiffge-Krenke (2005) weisen darauf hin, dass es keinen linearen Verlauf von Belastungen und eigener Delinquenz gibt, aber ein sprunghafter Anstieg jugendlicher Delinquenz bis zum Alter von 15 Jahren zu beobachten war, wenn in der Vorgeschichte mehr als vier familiäre Belastungen vorlagen.²⁹ Nicht einzelne Risikokonstellationen, sondern die Kumulierung von Risiken führt also zu ungünstigen Entwicklungspfaden.

²⁹ Die Studie wurde mit 241 männlichen Probanden aus neun Justizvollzugsanstalten in Ost- und Westdeutschland durchgeführt. Der Altersdurchschnitt betrug 29,5 Jahre.

4. Zusammenfassung und Forschungsdesiderate

In welche Richtung sollte sich weiter gehende Forschung also orientieren, die als Grundlage für die Prävention islamischen Extremismus fungieren kann? Deutlich sind islamisch-extremistische, gewaltaffine Haltungen ein männliches Phänomen, weshalb die (jungen) Männer vorrangig in den Blick zu nehmen sind. Die umfassendsten und belastbarsten Erkenntnisse hierzu sind der Studie von Brettfeld und Wetzels 2007 zu entnehmen (s.o.). Mit Blick auf die Zusammenhänge der Akzeptanz politisch-religiös motivierter Gewalt arbeiten sie heraus, dass es zwar signifikante Korrelationen dieser Einstellungen mit der von ihnen gemessenen "fundamentalistischen" religiösen Orientierung gibt, zugleich aber Faktoren wie Bildungsbenachteiligung, mangelnde Sozialintegration sowie, analog zu Babka von Gostomski 2003, die Erfahrung von Ablehnung und Diskriminierung, auch innerhalb der fundamental Orientierten sowie innerhalb der anderen von ihnen vorgenommenen Klassifikationen von Religiosität die Akzeptanz politisch-religiöser Gewalt maßgeblich beeinflussen - womit, wohlgermerkt, noch nichts über die tatsächliche Gewaltausübung gesagt ist. Diese ergibt sich, so zeigt der Forschungsstand, nicht unmittelbar aus der Gewaltakzeptanz, und auch der Zusammenhang zur Religiosität ist unklar.

Deutlich wird, dass die Überrepräsentanz der männlichen Jugendlichen bei der Akzeptanz (politisch-religiös motivierter) Gewalt nicht spezifisch für islamisch-extremistische Szenen ist, sondern sowohl Gewaltbefürwortung als auch Gewaltausübung in den meisten Kontexten deutlich männlich geprägt ist (vgl. Brettfeld/Wetzels 2007: 310).

In der Gruppe der gewaltbefürwortenden und gewaltausübenden Jugendlichen sind bestimmte Männlichkeitsbilder, die Baier et al. (2010) als "Gewalt legitimierende Männlichkeitsnormen" beschreiben, deutlich überrepräsentiert, Normen, die sich auf männliche Hegemonie und Dominanz beziehen, die unter anderem mit Gewalt durchzusetzen ist. Die verfügbaren Erkenntnisse sind allerdings kaum in ein umfassenderes Verständnis (sich wandelnder) Geschlechterrollenbilder in der muslimischen Bevölkerung in Deutschland eingebettet und tragen wenig zu einer besseren Einsicht in die Entstehung islamisch-extremistischer Szenen bei, weil entsprechende Forschungen den Gewaltaspekt, seltener auch das Thema Autoritarismus, schon von vorn herein fokussieren. Kurz: Dass gewaltaffine Religiosität mit gewaltaffiner Männlichkeit einhergeht, ist plausibel. Unklar ist hingegen, wie genau die Religiosität Gewaltakzeptanz und Gewaltausübung moderiert und wie sich die gewaltbefürwortenden Männlichkeitsbilder in der Migrationssituation konstituieren. Der Forschungsstand gibt hierauf einige Hinweise, so etwa

bei Baier et al. (2010: 118), wo ein Zusammenhang zwischen häufiger Nutzung von gewaltdarstellenden Medienangeboten, männlichem Geschlecht, starker muslimischer Religiosität und Gewalt legitimierenden Männlichkeitsnormen festgestellt wird. Die Annahme ist hier, dass die männliche Rollenprägung in vielen gewaltdarstellenden Medienangeboten die Identifikation mit problematischen Männlichkeitsbildern stützt. Der Befund von Koglin et al. (2009: 170), dass insbesondere bei Jugendlichen mit geringer Offenheit für neue Erfahrungen ein enger Zusammenhang zwischen der Nutzung gewalthaltiger Medien und Gewaltanwendung gegeben ist, könnte weitere Untersuchungen speziell unter muslimischen Jugendlichen lohnend erscheinen lassen, da der Zusammenhang vor dem Hintergrund unserer Einschätzung, dass der Ambiguitätstoleranz eine große Bedeutung zukommen könnte, sehr plausibel ist.

Der unzureichende Forschungsstand resultiert daraus, dass die Genderforschung mit Blick auf die Männlichkeitskonzepte von Muslimen, die evtl. – aber nicht gesichert – im Vorfeld von Extremismus zum Tragen kommen, erst ganz am Anfang steht und in der Vergangenheit fast ausschließlich Dispositionen von Frauen im Mittelpunkt standen.

Die fehlende Linearität von Einstellungsvariablen zu Geschlechterrollen, Autoritarismus, Gewaltakzeptanz, Stärke der Religiosität bis hin zum islamischen Extremismus verunmöglicht nach jetzigem Forschungsstand eine diesbezügliche Kontrastierung Radikalisierter und nicht Radikalisierter. Es ist zu vermuten, dass eine solche Linearität tatsächlich auch nicht gegeben ist, weil individuelle Persönlichkeitsmerkmale, wie etwa die Ambiguitätstoleranz, rigide, autoritäre Persönlichkeit, entscheidenden Einfluss nehmen und zugleich nur schwer zu modellieren sind. Notwendig ist in diesem Zusammenhang die interdisziplinäre Zusammenarbeit von Sozialwissenschaft und (Sozial-)Psychologie. Jedenfalls können hier zunächst eher qualitative, explorative Forschungsdesigns Aufschluss über möglicherweise entscheidende Zusammenhänge geben. Quantitativ-standardisierende Forschung erscheint insbesondere dann sinnvoll, wenn sie den Längsschnitt erhebt, speziell so weit Jugendliche angesprochen sind, die sich noch in der Phase der Persönlichkeitsentwicklung befinden.

Unklar ist, inwiefern entsprechende Versuche außerhalb der Öffentlichkeit – siehe die Studie des MI 5 – nicht bereits unternommen wurden und ob es fruchtbar ist, sich um die Verwertung solcher eventuell existierender Befunde zu bemühen. Die angesprochene fehlende Linearität führt dazu, dass schwer einzuschätzen ist, in welchem Ausmaß ein Zurückdrängen autoritärer, frauenfeindlicher oder gewaltakzeptierender Einstellungen in der Gesamtgruppe der Muslime auch zu einer Reduktion islamisch-extremistischer Einstellungen führen würde. Je-

denfalls werden diese Zusammenhänge durch Diskriminierungserleben und Sozialstruktur moderiert, was deshalb bei Maßnahmen immer mitgedacht werden sollte.

Die Beforschung der islamisch-extremistischen Gruppe erfordert den praktisch mitunter nicht einfachen direkten Kontakt zur Gruppe und ihre Kooperation. Nur so sind letztendlich spezifisch extremistische Geschlechterrollenbilder usw. zu erheben und eventuell typische Sozialisationsverläufe herauszuarbeiten. Allerdings ist auch schon angesichts des marginalen Forschungsstandes hierzu Skepsis daran angebracht, dass ein solcher Typisierungsversuch erfolgreich wäre.

Darüber hinaus reicht es nicht aus, lediglich die Risikofaktoren zu benennen; zugleich müssen auch die Schutzfaktoren eruiert werden. Denn, wie bereits angedeutet, es sind nicht einzelne Risiken, kritische Lebensereignisse oder Belastungen, die junge Menschen zu Gewalt führen, weil diese auch durch ein unterstützendes soziales Umfeld oder durch persönliche Ressourcen/Resilienzfaktoren kompensiert werden können. Problematisch ist eher die Kumulierung von Risiken, wie sie bspw. gut in der Studie von Roth und Seiffge-Krenke 2005 dokumentiert sind. Daher ist eine frühe Intervention, bevor also Risiken kumulieren, entscheidend, sowohl bei Familien mit als auch ohne Migrationshintergrund. Hingegen erwies sich das Fehlen von supportiven, unterstützenden Fähigkeiten der Eltern als gewaltstabilisierend.

In dem von Roth & Seiffge-Krenke (2005) aufgeführten Überblick zur kriminalpsychologischen Forschung (eingegangen sind darin 160 Studien mit insgesamt über 100.000 untersuchten Personen) werden folgende zentrale Aspekte für Delinquenz herausgearbeitet: Antisoziale Denkinhalte, antisoziales Umfeld, eine Vorgeschichte antisozialen Verhaltens und Merkmale antisozialer Persönlichkeit (wie etwa geringe Impulskontrolle).

Jenseits der Frage des Zusammenhangs von Dispositionen in der Gesamtgruppe der Muslime in Deutschland und explizit extremistischen Einstellungen arbeitet die vorliegende Expertise die folgenden Akzente zukünftiger Forschung zu Gewaltaffinität, Demokratiedistanz und muslimischer Religiosität heraus, die im Sinne einer allgemeinen Grundlegung für zukünftige Arbeiten zum Thema als lohnend betrachtet werden:

- Die quantifizierende, repräsentative Forschung zum Zusammenwirken von traditionellen Orientierungen, sozialstrukturellen Gegebenheiten und (empfundener) Benachteiligung ist unzureichend. Dies hat auch damit zu tun, dass (muslimischer) Traditiona-

lismus oft aus der Sicht der westlichen Moderne definiert wird, die alternative Modernisierungsformen negiert.

- Der wissenschaftliche Kenntnisstand ist wenig trennscharf mit Blick auf unterschiedliche Gewaltbegriffe und insbesondere auf den Unterschied zwischen (akuter) Gewaltbereitschaft und (passiver) Gewaltakzeptanz.
- Es bedarf eines Messinstruments, das die soziale Benachteiligung unter Berücksichtigung migrationsbedingter Spezifika abbildet und dessen ungeachtet Intergruppenvergleiche ermöglicht.
- Muslimische Religiosität wird stark mit Blick auf ihr innewohnende Integrationsrisiken beforscht, die auch vorhandenen positiven Ressourcen für die Persönlichkeitsentwicklung werden dabei ausgeblendet, sind aber ein wichtiger Baustein zum Verständnis muslimischer Identitäten. Zugleich sollte sich die empirische Forschung um die sorgfältige Trennung religiöser und patriarchaler Einstellungen bemühen

5. Prävention

Was die Prävention von Extremismus und Gewalt betrifft, so ist zunächst der Hinweis wichtig, dass es im pädagogisch-psychologischen Feld kaum Präventionsprogramme gibt, die ausschließlich auf muslimische Migranten hin konzipiert sind. Existierende Programme haben als Adressaten in der Regel alle Kinder und Jugendlichen in Risikolagen (vgl. Uslucan 2010b).

Für die Präventions- und Interventionsforschung gilt dabei als ein zentrales Prinzip, dass Interventionen (vor allem bei Kindern und Jugendlichen) dann am meisten Erfolg versprechen, wenn sie an die Familie bzw. an die familialen Vorstellungen anknüpfen, hierbei also auch spezifische kulturelle Einflussfaktoren berücksichtigen. Richtet man den Blick auf Familien mit Zuwanderungsgeschichte, so müssten Interventionsmaßnahmen/Trainingsprogramme an deren alltagsweltliche Überzeugungen anschlussfähig sein, wenn sie eine tatsächliche Realisierung und Effekte bei den betroffenen Kindern und Familien zeitigen sollen (vgl. Guralnick 2008).

Prävention und Intervention kann in verschiedenen Lebensphasen einsetzen:

- Präventionsprogramme, die vornehmlich die *Gewalt im Kindesalter* fokussieren, sind besonders dann wirksam, wenn sie bei den Eltern bzw. an deren Erziehungskompetenz ansetzen: Beispielsweise konnte bei aggressiv-verhaltensauffälligen vierjährigen Kindergartenkindern mittels eines Elterntrainings und durch Einsatz von Familienhelfern das auffällige Verhalten substanziell gemindert werden und die Effekte blieben auch nach einem Jahr recht stabil (vgl. Lehmkuhl et al. 2002). Bei jüngeren Kindern wird demgegenüber von einer kindzentrierten Sicht eher abgeraten und es werden stattdessen familienzentrierte Maßnahmen favorisiert. Jedoch erweisen sich Elterntrainings allein als wenig wirksam, wenn Familien sich mehrfachen Belastungen und Risiken ausgesetzt sehen, so etwa Partnerprobleme, psychische Auffälligkeiten, soziale Isolation, sozioökonomische Benachteiligung, aber auch durch Gewaltbelastung bzw. Gewaltausübung der Eltern selber gekennzeichnet sind, wie dies auch bei Familien mit Zuwanderungsgeschichte vorkommt. Unter solchen Bedingungen ist nur mit mäßigen Erfolgen zu rechnen. Hier sind eher therapeutische, gewaltpräventive Maßnahmen sowie konkrete Verbesserungen der Lebenslage von Familien zu avisieren.

- Präventions- und Interventionsprogramme gegen *Gewaltbelastungen im Jugendalter* scheinen dann Erfolge zu versprechen, wenn sie recht früh beginnen (so bspw. in der Altersphase von der 3. bis 5. Klasse), wenn sich also das problematische Verhalten noch nicht verfestigt hat und wenn sie im Training so durchgeführt werden, dass riskante (bzw. gefährdete) und nicht-riskante Jugendliche in einer Gruppe zusammen sind, also nicht nur eine "Behandlung" von "Gefährdeten" erfolgt. Ein "Mix" von "antisozialen" und "prosozialen" Jugendlichen scheint also eher hilfreich zu sein (vgl. Gollwitzer 2007). Im Falle extremistischer Neigungen müssten die Jugendlichen in Gruppen und Kontexten mit "Unauffälligen" bzw. "Gemäßigten" zusammen gebracht werden.
- Der Inhalt von Programmen, Interventionen und Präventionen, die sich der psychischen Stärkung Jugendlicher verpflichtet fühlen, sollte sich an den sogenannten "Five Cs: competence, confidence, connection, character and caring" orientieren (Lerner et al. 2005). Diese sind indirekt auch gewalthemmend bzw. antisoziales Verhalten unterdrückend. Hierbei sollen Kompetenzen gestärkt, Vertrauen geschaffen, soziale Verbindungen gestiftet und Netzwerke hergestellt werden, Jugendliche charakterlich gestärkt und ihnen ein Gefühl von Sorge/Kümmern vermittelt werden: indem sich sowohl um Jugendliche gekümmert wird als auch Jugendliche sich um andere kümmern (vgl. Uslucan 2010b).
- Darüber hinaus können Programme hilfreich sein, die Selbstkontrolle bzw. Ärgerkontrolle zum Ziel haben. Es geht dabei darum, in der konkreten Situation die eigene körperliche und psychische Anspannung, den aufkommenden Ärger, den Auslöser sowie die daran anschließenden negativen und eigenen Ärger bekräftigenden Gedanken zu erkennen, gezielter zu urteilen und schließlich diese Gedanken auch zu ändern. Entspannungsübungen, Atemtechniken und Selbstberuhigungen begleiten diesen Prozess. So ist bspw. der Einsatz solcher Projekte bei Jugendlichen denkbar, die häufig in Konflikte aufgrund sogenannter "Ehrverletzungen", persönlicher Beleidigungen etc. verwickelt sind (vgl. Uslucan 2008b).
- Der Zusammenhang von fehlenden sprachlichen/kommunikativen Kompetenzen und höherer Gewaltbelastung gilt in entwicklungspsychologischen Studien als gesichert (Moffitt 1993). So konnte gezeigt werden, dass bei persistent Delinquenten verbale Fähigkeiten beeinträchtigt sind: Mangelnde kommunikative Möglichkeiten bzw. ein

geringes Ausdrucksrepertoire erweisen sich deshalb als gewaltbegünstigend, weil deeskalierende diskursive Fähigkeiten schwächer ausgebildet sind. Deshalb könnte also auch die Förderung kommunikativer Kompetenzen/Sprachkompetenzen bei Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte indirekt gewalthemmende Wirkungen entfalten.

- Aber auch eine Stärkung des Rechtsbewusstseins, eine Verdeutlichung der Normen und der Folgen von Gewalt für die eigene Lebensplanung von Migrantenjugendlichen können gewaltpräventiv sein. Diese Vermutung ist in der Studie von Brüß (2004) empirisch geprüft worden; dabei konnte er über verschiedene Gruppen (türkische Migranten, Aussiedler und deutsche Jugendliche) hinweg konsistent belegen, dass das Vertrauen in das Rechtssystem sich statistisch signifikant reduzierend auf aggressive antisoziale Aktivitäten auswirkt. Und dieser Effekt war sogar bei den türkischen Jugendlichen besonders deutlich ausgeprägt. Notwendig scheint also zu sein, solche Projekte bspw. verstärkt in Schulen mit einem hohen Migrantenanteil durchzuführen und hierbei auch die Eltern einzubeziehen, um auf die strafrechtliche Relevanz von Gewaltdelikten hinzuweisen, die sich aus einer falsch verstandenen Männlichkeits-, Dominanz- und Ehrvorstellung ableiten. Denn nicht zuletzt lernen die Jugendlichen dabei auch, welche rechtlichen (und nicht nur gewaltförmigen) Möglichkeiten sie selbst zur Durchsetzung ihrer legitimen Interessen haben.
- Zuletzt ist aus einer Makroperspektive auch der Hinweis wichtig, dass für eine effektive Gewalt- und Extremismusprävention im alltäglichen Umgang mit (muslimischen) Migranten rassistische und vorurteilsbeladene Haltungen und diskriminierende Praktiken vermieden werden müssen sowie diesen aktiv zu entgegnen ist, damit die Jugendlichen nicht ihrerseits Kompensation in selbstüberhöhenden, die eigene Gruppe idealisierenden Weltbildern suchen. Wenn in öffentlichen Diskursen um Migration stets die Assoziationen Ehrenmorde, religiöser Fanatismus und Jugendgewalt, und damit verbundene Ängste vor "Überfremdung" dominieren, werden bestimmte Bilder verfestigt und andere Lebensrealitäten von erfolgreichen - auch muslimischen - Migrationsgeschichten ausgeblendet. Und wenn andererseits bspw. muslimische Migrantenjugendliche die Erfahrung machen, dass sie zu den "Ausgestoßenen" zählen, dass sie unerwünscht sind, dann kann das kaum zu einer Veränderung der missbilligten Situation beitragen, weil sie ihrerseits als "Ausgestoßene" keinen zwingenden Grund sehen, sich

zu ändern und die Normen jener anzunehmen, die sie ausgrenzen. Eher wird durch Vorurteile das Risiko der Viktimisierung von abgewerteten Gruppen erhöht, wie es bspw. Brüß (2004) empirisch gezeigt hat: Es konnte belegt werden, dass eine Befürwortung sozialer Dominanz bei deutschen Jugendlichen zu einem Anstieg an aggressiven antisozialen Aktivitäten führte. Für die Frage der Gewalt- und Extremismusprävention bei Migranten heißt das natürlich, dass auch relevante Akteure der Mehrheitsgesellschaft einzubeziehen sind. Auch wenn der Einsatz für ein vorurteilsloses, nicht-diskriminierendes Miteinander von Mehrheiten und Migranten für die unmittelbare Gewaltprävention gering sein mag, so ist er doch als ein öffentliches Signal bedeutsam und in Institutionen prägend für ein Klima von Respekt, in dem latenten Rassismen keine Chance gegeben wird (vgl. Uslucan 2010b).

6. Literatur

Altemeyer, B. (1981): Right wing authoritarianism. Winnipeg.

Altemeyer, B. (1988): Enemies of freedom. Understanding Right Wing Authoritarianism. San Francisco.

Babka von Gostomski, Ch. (2003): Gewalt als Reaktion auf Anerkennungsdefizite? Eine Analyse bei männlichen deutschen, türkischen und Aussiedler-Jugendlichen mit dem IKG-Jugendpanel 2001. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 253-277.

Badawia, T. (2002): Der Dritte Stuhl – Eine Grounded-Theory-Studie zum kreativen Umgang bildungserfolgreicher Immigrant*innenjugendlicher mit kultureller Differenz. Frankfurt/Main.

Baier, D./Pfeiffer, Ch./Windzio, M. (2006): Jugendliche mit Migrationshintergrund als Opfer und Täter. In: Heitmeyer, W./Schrötle, M. (Hrsg.): Gewalt. Beschreibungen Analysen, Prävention. Bonn.

Baier, D./Pfeiffer, Ch./Rabold, S./Simonson, J./Kappes, C. (2009): Jugendliche in Deutschland als Täter und Opfer von Gewalt. Erster Bericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Innern und des KFN. KFN-Forschungsbericht 107. Hannover.

Baier, D./Pfeiffer, Ch./Rabold, S./Simonson, J./Kappes, C. (2010): Kinder und Jugendliche in Deutschland: Gewalterfahrungen, Integration, Medienkonsum. Zweiter Bericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Innern und des KFN. KFN-Forschungsbericht 109. Hannover.

Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Frankfurt/Main.

Bereswill, M. (2007): Undurchsichtige Verhältnisse: Marginalisierung und Geschlecht im Kontext der Männlichkeitsforschung, In: Klinger, C./Knapp, G.A./Sauer B. (Hrsg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/Main/New York.

Bohnsack (2002): Die Ehre des Mannes – Orientierung am tradierten Habitus zwischen Identifikation und Distanz bei Jugendlichen türkischer Herkunft. In: Kraul, M./Marotzki, W. (Hrsg.): Biographische Arbeit. Opladen.

Bommes, M./Radtko, F.-O. (1993): Institutionalisierte Diskriminierung von Migrant*innenkindern. Weinheim.

Boos-Nünning, U./Karakasoğlu, Y. (2005): Viele Welten leben. Lebenslagen von Mädchen und jungen Frauen mit griechischem, italienischem, jugoslawischem, türkischem und Aussiedlerhintergrund. Münster/München/Berlin.

Brettfeld, K./Wetzels, P. (2007): Muslime in Deutschland: Integration, Integrationsbarrieren, Religion und Einstellungen zu Demokratie, Rechtsstaat und politisch religiös motivierter Gewalt. Ergebnisse von Befragungen im Rahmen einer multizentrischen Studie in städtischen Lebensräumen. Bundesministerium des Innern, Bonn.

Brüß, J. (2004): Zwischen Gewaltbereitschaft und Systemvertrauen. Eine Analyse zu aggressivem antisozialem Verhalten zwischen deutschen, türkischen und Aussiedler-Jugendlichen. München.

Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung (2001): Situation der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen in der Bundesrepublik Deutschland. Repräsentativuntersuchung 2001. Offenbach/München.

Butz, P./Boehnke, K. (1999): Problemverhalten im Kontext familiärer Veränderung durch Trennung und neue Partnerschaft der Eltern, In: Walper, S./Schwarz, B. (Hrsg.): Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien. Weinheim, 171-189.

Buyurucu, Ü. G. (2008): "Haben wir dich auch schon zum Mann gemacht?" – Über das Volk der Männer. In: Potts, L./J. Kühnemund (Hrsg.): Mann wird man. Geschlechtliche Identitäten im Spannungsfeld von Migration und Islam. Bielefeld.

Connell, R.W. (2000): Der gemachte Mann. Konstruktionen und Krisen von Männlichkeiten, Opladen.

Durrheim, K./Foster, D. (1997): Tolerance of Ambiguity as a Content Specific Construct. In: Personality and Individual Differences, 22, 741-750.

Enzmann, D./Brettfeld, K./Wetzels, P. (2004): Männlichkeitsnormen und die Kultur der Ehre. Empirische Prüfung eines theoretischen Modells zur Erklärung erhöhter Delinquenzraten jugendlicher Migranten. Köln.

Ewing, K. Pratt (2008): Stigmatisierte Männlichkeit: Muslimische Geschlechterbeziehungen und kulturelle Staatsbürgerschaft in Europa. In: Potts, L./J. Kühnemund (Hrsg.): Mann wird man. Geschlechtliche Identitäten im Spannungsfeld von Migration und Islam. Bielefeld.

Foroutan, N./Schäfer, I. (2009): Hybride Identitäten - muslimische Migrantinnen und Migranten in Deutschland und Europa. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 5, 11-18.

Frindte, W./Funke, F./Jacob, S. (1997): Autoritarismus, Wertorientierungen und jugendkulturelle Identifikationen – eine sozialpsychologische Analyse deutscher Jugendlicher. In: Gruppendynamik, 28, 273-289.

Goldberg, A./Sauer, M. (2004): Die Lebenssituation von Frauen und Männern türkischer Herkunft in Nordrhein-Westfalen. Ergebnisse der sechsten Mehrthemenbefragung 2004. Im Auftrag des Ministeriums für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf.

Gollwitzer, M. (2007): Ansätze zur Primär- und Sekundärprävention aggressiven Verhaltens bei Kindern und Jugendlichen. In: Gollwitzer, M. et al. (Hrsg.): Gewaltprävention bei Kindern und Jugendlichen. Göttingen, 141-157.

Granato, M./Meissner, V. (1994): Hochmotiviert und abgebremst: junge Frauen ausländischer Herkunft in der Bundesrepublik Deutschland: eine geschlechtsspezifische Analyse ihrer Bildungs- und Lebenssituation. Bielefeld.

Guralnick, M.J. (2008): International perspectives on early intervention: A search for common ground. In: Journal of Early Intervention, 30, 90-101.

Heyder, A./Schmidt, P. (2000): Autoritäre Einstellungen und Ethnozentrismus – Welchen Einfluß hat die Schulbildung? In: Rippl, S./Kindervater, A./Seipel, C. (Hrsg.): Autoritarismus. Kontroversen und Ansätze der aktuellen Autoritarismusforschung. Opladen.

Halm, D. (2000): Tradition, soziale Ungleichheit und Devianz. In: Kriminologisches Journal, 4, 286-293.

Halm, D./Sauer, M. (2011): Wertorientierungen in der türkischen Community in Deutschland und das Konzept der sozialen Milieus – Probleme der empirischen Differenzierung von Einwanderern nach postmodernen Einstellungsmustern. In: Leviathan – Berliner Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1, 73-97.

Halm, D. (2011): Current Discourses about Islam in Germany: Interests, Conditions for Inclusion and Organizational Development. Yet not published.

Haug, S. (2010): Jugendliche Migranten – muslimische Jugendliche. Gewalttätigkeit und geschlechterspezifische Einstellungsmuster. Kurzexpertise für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin.

Heitmeyer, W./Collmann, B./Conrads, J./Kraul, D./Kühnel, W./Matuschek, I./Möller, R./Ulbrich-Herrmann, M. (Hrsg.) (1995): Gewalt: Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus. Weinheim.

Heitmeyer, W./Müller J./Schröder H. (1997): Verlockender Fundamentalismus. Türkische Jugendliche in Deutschland. Frankfurt/Main.

Huxel, K. (2008): Männlichkeit kontextualisieren – Eine intersektionelle Analyse. In: Potts, L./J. Kühnemund (Hrsg.): Mann wird man. Geschlechtliche Identitäten im Spannungsfeld von Migration und Islam. Bielefeld.

Kagitcibasi, C. (1967): Social norms and authoritarianism. A comparison of Turkish and American adolescents. Doctoral Dissertation. Berkeley.

Kandel J./Bärwaldt K. (2009): Einführung in die Thematik. In: FES (Hrsg.): Politische Akademie 34.

Keup, H. u.a. (2002): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek.

King, P. E./Furrow, J. (2004): Religion as a Resource for Positive Youth Development: Religion, Social Capital, and Moral Outcomes. In: *Developmental Psychology*, 40, 703-713.

Klinkhammer, G. (2000): Moderne Formen islamischer Lebensführung. Eine qualitativ-empirische Untersuchung zur Religiosität sunnitisch geprägter Türkinnen der zweiten Generation in Deutschland. Marburg.

Koglin, U./Witthöft, J./Petermann, F. (2009): Gewalthaltige Computerspiele und aggressives Verhalten im Jugendalter. In: *Psychologische Rundschau*, 3, 152-162.

Lehmkuhl U./Lehmkuhl, G./Döpfner, M. (2002): Gewaltprävention bei Kindern und Jugendlichen. Frühe Verhaltensindikatoren, Verlauf und Interventionsansätze. *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz*, 45, 984-991.

Lerner, R. M./Almerigi, J.B./Theokas, Ch./Lerner, J. (2005): Positive Youth Development. A View of the Issues. In: *Journal of Early Adolescence*, 25, 10-16.

Loeber, R./Farrington, D.P. (Hrsg.) (1998): Serious and violent juvenile offenders. Thousands Oaks.

Lösel, F./Bliesener, T. (2003): Aggression und Delinquenz unter Jugendlichen. Untersuchungen von kognitiven und sozialen Bedingungen. Neuwied.

Mansel, J. (2001): Angst vor Gewalt. Eine Untersuchung zu Jugendlichen Opfern und Tätern. Weinheim.

Mecheril, P. (2003): Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeiten. Münster.

Melzer, W. (2000): Gewaltemergenz – Reflexionen und Untersuchungsergebnisse zur Gewalt in der Schule. In: *Psychosozial*, 23, 6-15.

Merkens, H. (1997): Familiäre Erziehung und Sozialisation türkischer Kinder in Deutschland. Baltmannsweiler.

Moffitt, T. (1993): ‘Life-Course Persistent’ and ‘Adolescent-Limited’ Antisocial Behaviour: A Developmental Taxonomy. In: *Psychological Review*, 100, 674-701.

Möller, K. (2010): Männlichkeit, Migration und Gewalt. In: Prömper, H./Jansen, M./Ruffing, A./Nagel, H. (Hrsg.): Was macht Migration mit Männlichkeit? Kontexte und Erfahrungen zur Bildung und zur Sozialen Arbeit mit Migranten. Opladen.

Nauck, B. (1990): Eltern-Kind-Beziehungen bei Deutschen, Türken und Migranten. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 16, 87-120.

- Nauck, B. (1991):** Intergenerative Beziehungen in deutschen und türkischen Familien. In: Bott, P./Merkens, H./Schmidt, F. (Hrsg.): Türkische Jugendliche und Aussiedlerkinder in Familie und Schule. Baltmannsweiler, 79-103.
- Nauck B./Schönpflug, U. (1997):** Familien in verschiedenen Kulturen. Stuttgart.
- Nauck, B. (1998):** Eltern-Kind-Beziehungen in Migrantenfamilien. Survey intergenerative Beziehungen in Migrantenfamilien. Expertise zum 6. Familienbericht.
- Nauck, B./Steinbach, A. (2001):** Intergeneratives Verhalten und Selbstethnisierung von Zuwanderern. Expertise für die Unabhängige Kommission "Zuwanderung". Chemnitz.
- Oesterreich, D. (1993):** Autoritäre Persönlichkeit und Gesellschaftsordnung. Der Stellenwert psychischer Faktoren für politische Einstellungen – eine empirische Untersuchung von Jugendlichen in Ost und West. Weinheim/München.
- Oesterreich, D. (1997):** Krise und autoritäre Reaktion. In: Gruppendynamik, 28. 259-272.
- Parke, R.D./Slaby, R.G. (1983):** The development of aggression. In: Hetherington, E. M. (Eds.): Socialization, personality, and social development. New York, 547-641.
- Piquero, A.R./Chung H.L. (2001):** On the relationships between gender, early onset, and the seriousness of offending. In: Journal of Criminal Justice, 29, 189-206.
- Pfeiffer, C./Wetzels, P. (2000):** Junge Türken als Täter und Opfer von Gewalt. In: DVJJ-Journal, 11, 107-113.
- Popp, U./Meier, U./Tillmann, K.-J. (2001):** Es gibt auch Täterinnen: Zu einem bisher vernachlässigten Aspekt der schulischen Gewaltdiskussion. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 21, 170-191.
- Reis, J. (1997):** Ambiguitätstoleranz. Beiträge zur Entwicklung eines Persönlichkeitskonstrukts. Heidelberg.
- Rostampour, P. (2000):** Schüler als Täter, Opfer und Unbeteiligte. In: Psychosozial, 23, 15-27.
- Roth, M./Seiffge-Krenke, I. (2005):** Die Relevanz von familiären Belastungen und aggressivem, antisozialen Verhalten in Kindheit und Jugend für Delinquenz im Erwachsenenalter: Eine Studie an "leichten" und "schweren" Jungs in Haftanstalten. In: Seiffge-Krenke, I. (Hrsg.): Aggressionsentwicklung zwischen Normalität und Pathologie. Göttingen, 293-315.
- Rutter, M. (Hrsg.). (1995):** Psychosocial disturbances in young people. New York.
- Scheibelhofer, P. (2008):** Ehre und Männlichkeit bei jungen türkischen Migranten. In: Baur, N./J. Luedtke (Hrsg.): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland. Opladen.

Schiffauer, W. (1999): Beschwörungsrhetorik: Zur Konstruktion des islamischen Fundamentalismus in der Wissenschaft. In: Bukow, W.-D. (Hrsg.): Fundamentalismusverdacht: Plädoyer für eine Neuorientierung der Forschung im Umgang mit allochtonen Jugendlichen. Opladen, 101-118.

Schmidt, P. (2009): Welche Erklärung für Fremdenfeindlichkeit? In: Grasse, A.: Soziale Gerechtigkeit. Wiesbaden.

Seipel, C./Rippl, S./Kindervater, A. (2000): Probleme der empirischen Autoritarismusforschung. In: Rippl, S./Kindervater, A./Seipel, C. (Hrsg.): Autoritarismus. Kontroversen und Ansätze der aktuellen Autoritarismusforschung. Opladen, 261-281.

Spohn, M. (2002): Türkische Männer in Deutschland. Familie und Identität. Migranten der ersten Generation erzählen ihre Geschichte. Bielefeld.

Tan, D. (2008): Von Löwen und Straßenmädchen – Konstruktionen und Störungen männlicher Identitäten von Jugendlichen in der Migrationsgesellschaft. In: Potts, L./J. Kühnemund (Hrsg.): Mann wird man. Geschlechtliche Identitäten im Spannungsfeld von Migration und Islam. Bielefeld.

Taylor M. (2009): Terrorismus und Radikalisierung. In: Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.): Politische Akademie 34.

Terre de Femmes (o.J.): Der Ehrenmord. In:
http://www.ehrverbrechen.de/1/images/downloads/literatur/Studie_Ehrenmord.pdf.

Tietze, N. (2001): Islamische Identitäten. Formen muslimischer Religiosität bei jungen Männern in Deutschland und Frankreich. Hamburg.

Toprak, A. (2007): Das schwache Geschlecht - die türkischen Männer. Zwangsheirat, häusliche Gewalt, Doppelmoral der Ehre. Freiburg.

Treibel, A. (2009): Migration als Form der Emanzipation? Motive und Muster der Wanderung von Frauen. In: Hentges, G./Butterwegge, Ch. (Hrsg.): Zuwanderung im Zeichen der Globalisierung. Migrations-, Integrations- und Minderheitenpolitik. Wiesbaden.

Tunç, Michael (2008): Viele türkische Väter fliehen von zu Hause. Mehrfache ethnische Zugehörigkeiten und Vaterschaft im Spannungsfeld von hegemonialer und progressiver Männlichkeit. In: Potts, L./J. Kühnemund (Hrsg.): Mann wird man. Geschlechtliche Identitäten im Spannungsfeld von Migration und Islam. Bielefeld.

Tunç, M. (2010): Männlichkeiten in der Migrationsgesellschaft. Fragen, Probleme und Herausforderungen. In: Prömper, H./Jansen, M./Ruffing, A./Nagel H. (Hrsg.): Was macht Migration mit Männlichkeit? Kontexte und Erfahrungen zur Bildung und zur Sozialen Arbeit mit Migranten. Opladen.

Uslucan, H.-H./Fuhrer, U./Rademacher, J. (2003): Jugendgewalt und familiäre Desintegration. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht, 50, 281-293.

Uslucan, H.-H./Fuhrer, U./Mayer, S. (2005): Erziehung in Zeiten der Verunsicherung. In: Borde, Th./David, M. (Hrsg.): Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund. Frankfurt/Main, 65-88.

Uslucan, H.-H. (2008 a). "Man muss zu Gewalt greifen, weil man nur so beachtet wird." Antidemokratische Einstellungen deutscher und türkischer Jugendlicher: Gewaltakzeptanz und autoritäre Haltungen. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik, 1, 74-99.

Uslucan, H.- H. (2008 b): Gewalt und Gewaltprävention bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund. In: Texte zur Inneren Sicherheit. Schwerpunkt: Gelingensbedingungen und Grundlagen nachhaltiger Gewaltprävention. Herausgegeben vom Bundesministerium des Innern Berlin, 153-176.

Uslucan, H.- H. (2010 a): Gewalttätige Jugendliche mit Migrationshintergrund. Modelle und Bewältigungen. In: Hegemann, Th./Salman, R. (Hrsg.): Transkulturelle Psychiatrie. Konzepte für die Arbeit mit Menschen aus anderen Kulturen. Bonn, 288-300.

Uslucan, H.- H. (2010 b): Gewaltprävention und interkulturelle Sensibilität. In: Soziale Arbeit, 9, 334-340.

Walper, S./Schwarz, B. (Hrsg.). (1999): Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien. Weinheim.

Wetzels, P. (1997): Gewalterfahrungen in der Kindheit. Baden-Baden.

Ziegenhain, U./Derksen, B./Dreisörner, R. (2004): Frühe Förderung von Resilienz bei jungen Müttern und ihren Säuglingen. Göttingen.